



Stadt
Schlieren

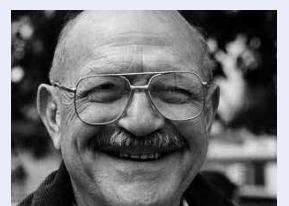
JAHRHEFT 2021



KOMMISSION
ORTSGESCHICHTE

Schlieremer Zeitzeugen

Teil 2



IMPRESSUM

HERAUSGEBER	Stadt Schlieren, Kommission Ortsgeschichte
AUTOR	Philipp Meier
LEKTORAT	Peter Hubmann, Marianne Bühler
FOTOS	zvg, Quellenverzeichnis auf Seiten 58 und 59
SATZ/GESTALTUNG	Charly Mettier
PRODUKTION	Steinemann Print AG, Schlieren
AUFLAGE	500 Exemplare

Vorwort

The past is never dead. It is not even past.

Das Vergangene ist nicht tot, es ist nicht einmal vergangen.

*William Faulkner, USA
Literaturnobelpreisträger*

Liebe Leserin, lieber Leser

In meinem Vorwort zum Jahrheft 2020 drückte ich zwei Anliegen aus: Zum einen, dass alle diese Menschen in einem gewissen Sinne stellvertretend seien für ihre Zeitumstände. Wenn wir ihr Schicksal hier wieder aufrollen, blicken wir gewissermaßen zurück auf eine Welt, die von der unseren völlig verschieden ist.

Bei vielen von ihnen lesen wir, dass (vor etwa 100 Jahren!) der Alltag geprägt war von Sorgen, Mangel und Not. Vieles, was für uns selbstverständlich ist – etwa die soziale Absicherung oder eine gute medizinische Versorgung – musste erst erkämpft und erarbeitet werden. Alle in diesem Heft erwähnten Persönlichkeiten verdienen es, nicht in Vergessenheit zu geraten.

Auch das zweite Anliegen nehme ich gerne wieder auf: Wir können in Schlieren nicht auf Generäle oder Kirchenfürsten hinweisen. Aber ein bisschen stolz sein dürfen wir schon auf diesen bunten Strauss von Zeitzeugen und Persönlichkeiten. Und wer weiss: Vielleicht nimmt jemand den Faden dieser Porträt-Serie auf und spinnt ihn weiter?



Philipp Meier, Autor
Kommission Ortsgeschichte Schlieren

Mein Dank richtet sich, wie schon im ersten Teil des Jahrheftes 2019, an Peter Hubmann, Peter Ringger sowie Erika und Charly Mettier. Ohne ihre geduldige Begleitung und Hilfe wäre dieses Jahrheft nicht entstanden. Eine vollständige Liste meiner Quellen finden Sie auf den Seiten 58 und 59.

Viel Freude und eine Portion Nachdenklichkeit!

Philipp Meier

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
Inhalt	2
Fritz Blocher – Vom Wandervogel zum Amtsträger	3
Ernst Deubelbeiss – Ein verstörender Einbruch in eine heile Welt	7
Gustav Fausch – Unglaubliches Charisma mit Schattenseiten	13
Paul Furrer – Ein unbequemer Zeitgenosse	17
Maria Ghiringhelli – Harte Zeiten durchlebt	21
Walter Gurtner – Die Politik war sein Leben	25
Arthur (Turi) Honegger – Über den Graben gezogen	29
Jakob Lemp-Wappler – Der erste grosse Schlieremer Baumeister	33
Heinrich Meier-Buchli – Für alle einfach „euse Stapi“	37
Elisabeth Müggler – „Du strahlsch alli a!“	41
Maria Teresa Tauscher – Ein katholischer Wirbelwind	45
Albert Vollenweider – Ein Adoptivkind geht seinen Weg	49
Werner von Aesch – Das Herz des Cabaret Rotstift	53
Quellenverzeichnis	58
Bisher erschienene Jahrhefte	60

Vom Wandervogel zum Amtsträger

Fritz Blocher, 27. Juni 1918 bis 6. Dezember 1997

Vom Wandervogel, Naturfreund und Revoluzzer zum sozialdemokratischen Realpolitiker – bis hin zur Auseinandersetzung mit der Jugendbewegung der 70er.

Fritz Blocher war Gemeinderat, Sozialvorstand und erster Verwalter des „Hauses für Betagte Sandbühl“. Darüber hinaus war er ein vom Kampf um Anerkennung geprägter Sozialdemokrat und Gewerkschafter, der schon am elterlichen Familientisch mitbekam, dass Rechte und die Wohlfahrt der Arbeiter nicht einfach so vom Himmel fallen. Später, selber in Amt und Würden stehend, sah er die Jungen wiederum Sturm gegen die Strukturen laufen.

Um 1900: Naturfreunde und Wandervögel brechen aus

*Ihr Wandervögel in der Luft
Im Ätherglanz, im Sonnenduft
In blauen Himmelswellen,
Euch grüss ich als Gesellen!*

Otto Roquette 1851

Fast parallel zur unseligen Militarisierung vor dem ersten Weltkrieg bildeten sich überall in Europa Jugendvereine und Wandergruppen – häufig Idealisten, Utopisten und Weltverbesserer aller Art. Sie wollten aus den Städten ausbrechen. Die Reformbewegungen standen für Abstinenz, gesundes Essen, Bewegung und Tanz in freier Natur bis hin zur Freikörperkultur. Es ergab sich ein ungeheurer emanzipatorischer Schub für Mädchen und Frauen. Mit Gitarre, Wanderschuhen und Tornister machten sie sich auf zur Tages- oder Wanderfahrt. Auch in der Schweiz gab es seit 1907 den „Wandervogel, Schweizerischer Bund für alkoholfreie Jugendwanderungen“, und 1912 wurde auf dem Säntis ein erstes Naturfreundehaus errichtet.

Nach der Zäsur des Ersten Weltkrieges mit seinen Schrecken erwachte



Fritz und Rösli Blocher: Ein Herz auch für die Jüngsten, ca. 1990.

das Bedürfnis nach Ausbruch aus den engen, dunklen Städten wieder, besonders auch in Arbeiterkreisen.

1919 in Schlieren: Die Naturfreunde TVN und die Altberghütte

Das war in Schlieren nicht anders. Ziel war, den arbeitenden Menschen den Zugang zur Natur zu erschliessen, diese als Quelle der Erholung zu nutzen, sich gemeinsam zu treffen und fortzubilden. Das Anliegen mag für uns trivial tönen – wir sind uns ans freie Wandern und Reisen gewöhnt. Damals? Wohnungsnot, Armut, Krankheiten und Epidemien, Krieg! Wir können uns das Elend in den Arbeiterquartieren, den Alkoholismus, die Arbeitslosigkeit und Hoffnungslosigkeit nicht mehr vorstellen.

Am 31. Mai 1919, also vor etwas mehr als 100 Jahren, trafen sich etwa 20 wackere Männer im Restaurant Freihof (heute Pho Viet). Sie gründeten den „Touristenverein Naturfreunde TVN“. Zu ihnen gehörte mit grosser Wahrscheinlichkeit der Vater von Fritz Blocher, Fritz Blocher sen. Sicher können wir es nicht sagen, denn die Gründungsprotokolle sind verschollen.

Zwar dauerte es noch ein paar Jahre (bis 1932), bis eine eigene Hütte auf dem Altberg gebaut werden konnte – wiederum auf Drängen der Jungen hin. Aber das „Altberghaus TVN“ steht heute noch. Nicht zu verwechseln mit der Waldschenke Altberg, liegt es leicht versteckt unterhalb der Krete, ist aber ein Bijou. Zu ihm gehören 4'700 m² Wald. Gross ist die Hütte nicht: Eine rustikale Gaststube mit Küche, ein Keller, ein Estrichraum, in dem man früher im Schlafsack übernachtete. In den Zwischenkriegsjahren war sie für die gesamte Arbeiterschaft im Limmattal ein Treffpunkt. Arbeitslose halfen beim jährlichen Holzschlag und dauernden Unterhalt, sie fanden eine Art Heimstätte. Ein älterer Zeitzeuge erzählte, dass es damals die fast einzige Möglichkeit war, am Wochenende mit der Familie einen günstigen Ausflug zu machen: „Man bekam immer eine Suppe, eine Wurst mit Brot und ein Getränk für einen Franken.“

Das Altberghaus mit dem schönen Slogan „Hand in Hand durchs ganze Land“ war ein kleines revolutionäres Zentrum, die Heimat für Junge und Ort ohne Kontrolle durch die Elternschaft und eine Begegnungsstätte für



Links: Rösli und Fritz Blocher, ca. 1943, bei einem Altberg-Fest.



Die Altberg-Hütte des TVN, ca. 1950.

Fritz' Jugend

Zurück zu Fritz Blocher. Sein Urgrossvater (Joseph Blocher) war aus Deutschland eingewandert nach Sissach BL, er war vermutlich Flüchtling aufgrund der 1848er-Unruhen im Grossherzogtum Baden. Sissach war der Bürgerort seiner späteren Ehefrau. Gewohnt haben die beiden in Binningen. Fritz Blocher sen., also der Vater „unseres“ Fritz Blocher, hat die ganze Härte der Lebensumstände seiner Zeit erlebt. Als Kleinwüchsiger war für ihn nur schon der Alltag erschwert. Er spielte Gitarre und war kulturell und politisch interessiert. Er arbeitete in der Wagonsfabrik, war Gewerkschafter und begeisterter Schütze beim Arbeiter-Infanterie-Schiessverein. Bei der Neugründung der Harmonie Schlieren 1923 war er Aktuar. (Klassenkampf auch da: Es wurde – vergeblich – der Antrag gestellt, der Neugründung den Namen „Musikverein Freiheit“ zu geben.) 1924 wurde beschlossen, dass die Vereinsmitglieder nur in Arbeiterwirtschaften Schlierens einkehren und auch das Fleisch und Brot nur in bestimmten Läden einkaufen dürften. Beim Streik in der Wagi (08.04.1920 – 22.06.1920) ging es um Löhne; Fritz Blocher sen. galt als einer der „Rädel Führer“ und wurde nach dem

befreundete Sektionen des TVN, auch solchen aus dem Ausland. In den Hüttenbüchern findet man auch Sprüche, die den Wehrwillen ausdrückten und die Verachtung für die Faschisten:

Hinaus mit den Nazi-Agenten der Schweiz! (1935)

Es lebe und blühe der Sozialismus im Kampf gegen Krieg und Faschismus! (1936)

Wir wollen Arbeit und Frieden, Wir wollen Brot, und dem Faschismus den Tod! (1942)

Auch später nahmen die Einträge auf das Weltgeschehen Bezug:

Es gehört schon ein ausreichendes Mass an Verblendung dazu, wenn die FJZ (Freie Jugend Zürich) heute noch an die roten Friedensschalmeien der Sowjets glauben. Jedenfalls haben wir Naturfreunde nicht auf solche Friedenstauben gewartet, die freiheitsliebende Völker wie Ungarn brutal niederwalzen. Jugend liebt Freiheit, nicht brutale Gewalt. Wann gehen euch die Augen auf? (1957; nach dem Ungarn-Aufstand von 1956)

Alle alten Schlieremer Namen, soweit sie ein bisschen „links“ standen, trugen sich ins Hüttenbuch ein: Oppliger, Gurtner, Iselin, Brem, Breitenmoser, Spreafico, Luchsinger, Stelzer, Furrer, Lemp, um nur ein paar zu nennen. Es trafen sich hier aber nicht nur ganze Abteilungen des Gaswerks, der Wagi, der Rentenanstalt oder der

VBZ (Verkehrsbetriebe Zürich). Klar, dass immer wieder die „sozialistische Jugend“, die „Trotzki-Gruppe der SP Zürich“ oder die „Roten Falken“ anzutreffen waren. Es gab auch Tanzkurse und eine Skichilbi; ein Mandolinenorchester gehörte zum Haus, eine Kegelbahn war da. Auch Samaritervereine, Gemeinderäte, Fussballclubs, die Jüdische Jugendbewegung, der Vogelschutzverein Schwalbe und verschiedenste Kommissionen aus dem Limmattal nützten das Haus für eine Jahresschlussitzung oder einen Fondue-Plausch.

Das Altberghaus ist noch heute über das Wochenende betreut und bewirtet. Der Klassengeist und die Pionierstimmung der Gründerjahre haben jedoch dem normalen Betrieb einer politisch und konfessionell neutralen Naturfreunde hütte weichen müssen. Sitz des Vereins ist weiterhin Schlieren.



Gewerkschaftsversammlung 1920 im Saal der alten «Lilie»; links sitzend am Tisch Fritz Blocher sen.

Streik entlassen. Er fand nur mühsam wieder Arbeit in der nahen Fassfabrik und starb früh 1930.

Das muss auch seine Kinder (ein Mädchen, drei Buben) im Alltag geprägt haben. Die Mutter (eigentlich eine wunderbare Märchenerzählerin) arbeitete als Putzfrau sowie Dienstmädchen und Magd in Zürich. Fritz Blocher jun. war nun Halbweise. Das älteste der Kinder war der Halbbruder Karl Binder, den Fritz immer „meinen Bruder“ nannte. Fritz, damals 12-jährig, musste wohl da und dort fast schon die Vaterrolle übernehmen. Er wird die Auseinandersetzungen mit den Behörden – Vormundschaft, Fürsorge – mitbekommen haben. Er erlebte aber auch Schönes: Er erzählte bewegt von seinem Sekundarlehrer Hans Därner, der an ihn glaubte, ihm Selbstbewusstsein gab und ihn förderte. Auch zu den tiefen Erinnerungen gehörte, dass der Arzt Dr. Egli nach Hausbesuchen jeweils einen Fünfliber oder ein 10er-Nötli auf dem Küchentisch hinterliess und nachher keine Rechnung stellte.

Jugendleiter und Aktivist

In den 30er-Jahren bestanden in Schlieren starke „rote“ Strukturen, etwa die Arbeiterbibliothek im Restaurant Gaswerk, der Arbeiter-Männerchor, der SATUS, die Büchergilde Gutenberg oder die Roten Falken (Sozialistische Jugendorganisation), nebst der Sozialdemokratischen Partei. Es gab ein Klassenbewusstsein; man wusste, „wohin“ man gehörte. Fritz wuchs schnell in diese Gruppen hinein, besonders aber in die Bewegung der Naturfreunde. Die Hüttenbücher im „Altberg“ geben darüber Auskunft, dass er schon als 16-Jähriger fast alle zwei Wochen Hüttdienst verrichtete, Arbeitstage und Putzdienst leistete und Kurse führte. Im Lauf der Jahrzehnte bis etwa 1950 müssen so Hunderte von Frondiensttagen zusammengekommen sein. Oftmals



Fritz Blocher mit Rösli Blocher-Bürgi.

war er „Hüttechnebel“ (das war die herzlich-burschikose Umschreibung für den Hüttenwart). Er muss eine fröhliche, grosse Rolle gespielt haben und wurde im Hüttenbuch spöttisch als „Oberheiratsschwindler“, „Einsiedler“, „General“ und „Luusbueb“ betitelt, der „von Liebe und Landjägern“ lebe. Immerhin: Er gab Kompass- und Pilzkurse, leitete Berg- und Skitouren bis ins Hochgebirge und Kinderwanderungen und war Landesjugendleiter der Naturfreunde. Er sagte später, ohne den TVN hätte er die Schweiz nicht so gut kennengelernt.

Für Fritz – wir vermuten noch für viele andere – hatte der Altberg aber auch noch einen ganz anderen Reiz. 1941 traf er hier nämlich eine gewisse Rösli Bürgi vom TVN Zürich 9. Die beiden fanden den Weg zueinander und heirateten 1946.

Der Sozialpolitiker mit „Fräulein“ Plancherel

Fritz Blocher war ein sehr guter Schüler. Es wäre aber nur schon finanziell undenkbar gewesen, dass er als Arbeiterkind ans Gymnasium hätte gehen können. So machte er eine kaufmännische Lehre und arbeitete dann in der Buchhaltung der Wagi. Er war später Chef des Lohnbüros. Seine Liebe und seine Freizeit galten den Na-

turfreunden, wie wir gesehen haben – und seiner Familie, mit seinen drei Söhnen Fritz, Urs und Martin.

Von 1957 bis 1959 war er Präsident der SP Schlieren und sehr aktiv im Gemeindeleben. Er engagierte sich für das erste Schlierefäscht 1969, besonders aber beim Bau des Altersheims Sandbühl, das auf eine Motion von Kurt Scheitlin zurückging.

1962 wurde er in den Gemeinderat gewählt (so hiess damals die Exekutive) und übernahm das früher „Fürsorge-Ressort“ genannte Departement. Dieses bestand in jenen Jahren im Wesentlichen aus drei Personen: Den Fürsorgerinnen „Fräulein“ Plancherel und „Fräulein“ Burger und eben Fritz Blocher. Sie kannten alle ihre Schäfchen und waren ein perfektes Team; mit „Fräulein“ Plancherel verband ihn darüber hinaus eine langjährige Freundschaft.

Blochers Kinder erinnerten sich später sehr genau, wie oft er zu x-beliebiger Tageszeit ausrückte, um Ehestreitigkeiten zu schlichten oder die Interventionen der Polizei bei problematischen Familienverhältnissen zu begleiten. Er hatte keine Berührungsängste und bot manchmal jugendlichen Delinquenten (bis zur definitiven



*Fritz wie er
leibt und
lebt.*

Unterbringung in einer Institution) einen Platz in seinem Haus an, wo sie als Familienmitglieder aufgenommen wurden. Fritz war bekannt für seinen menschlichen Umgang und seine Geduld mit sozial Benachteiligten.

Das kam ihm auch zur Zeit des Jugendhausstreites zugute. Die Jugendbewegung forderte in den 70er-Jahren Freiräume. Zunächst wurde ein Jugendhaus provisorisch eingerichtet auf dem Schlierenberg, nämlich im alten Schützenhaus (heute abgebrochen); später wurde aus dem Bauernhaus „Meier“ an der Badenerstrasse ein Definitiv-Provisorium (siehe auch beim Kapitel „Heiri Meier“). Es gab viele heisse Auseinandersetzungen zwischen Leitung und Benützern, zwischen Jugendlichen und der Polizei. Fritz Blocher stand dazwischen als Fürsorgevorstand. Probleme bereiteten der Drogenkonsum und -handel, aber auch die Agitation aus dem linken und linksextremen Spektrum.

Erster Verwalter Sandbühl

1973 gab Fritz Blocher das Amt als Gemeinderat ab; mit Eröffnung des „Hauses für Betagte Sandbühl“ 1974 übernahm er mit seiner Frau Rösli das Amt der Heimleitung. Sie blieben bis Fritz 1982 das Rentenalter erreicht hatte. Die neue Aufgabe als Gemeindeangestellter wäre mit dem Amt als Gemeinderat unvereinbar gewesen. Sie sprachen von sich aber lieber als

Heimeltern, und das waren die beiden auch: Ansprechpartner für alles, aber auch Klagemauer, Seelentröster, Betreuer und Begleiter in schweren Stunden.

Der Chronist mag sich gut erinnern, wie vertrauensvoll sich die Frauen und Männer des „Sandbühl“ an „ihren“ Fritz und an Rösli wandten. Man darf sicher sagen, dass die beiden im Sandbühl ihre Bestimmung fanden. Der unentwegte Einsatz für ihre Schützlinge entsprach dem Wesen der beiden. Beide fühlten sich wohl in ihrer dienenden Rolle und waren freundliche, geschätzte und hochgeachtete Persönlichkeiten. Rösli muss in ganz altmodischer Weise ein bisschen die „Seele“ des Sandbühls gewesen sein.

Auch im hohen Alter blieb Fritz Blocher aktiv und schloss sich den „Grauen Panther“ an, einer Organisation, die sich für die Rechte und Möglichkeiten des Alters, aber auch für dessen Probleme und Wahrnehmung gegen aussen einsetzte. Sein Kreis schloss sich gewissermassen später: Rösli und Fritz lebten in ihren letzten Jahren in einer Wohnung des Sandbühls; Fritz war damals allerdings bereits schwer krank.

Der Familienmensch

Klar, dass das Familienleben – wie bei vielen so engagierten und exponierten Menschen – in einem gewissen

Sinne zu kurz kam: Fritz Blocher war abends an Sitzungen, Chorproben oder Arbeitseinsätzen. Die alltägliche Erziehung wie auch Finanzielles überliess er seiner Frau, der er absolut vertraute.

Wenn er aber da war, so erinnern sich seine Söhne, war er präsent und ein eher fordernder, manchmal autoritärer Vater. Am Mittagstisch wurde über alles diskutiert – vom Prager Frühling über die Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt, die Globuskrawalle, bis hin zur Situation im Nahen Osten. Hier nun wurde der Gemeinderat von seinen Jungen fast ein bisschen links überholt und plötzlich in die andere Ecke gedrängt – als Realpolitiker und Vertreter der „herrschenden Ordnung“ sah er sich mit dem revoltierenden Nachwuchs konfrontiert. Aber auch da zeigte sich die Grösse und Toleranz des Mannes. Er hatte seine Buben ein Stück auf den Weg gebracht – und wenn sie sich jetzt absetzten, so liess er das gelten.

Für diesen Bericht habe ich mich gefragt, wo er in dieser angespannten Zeit seinen Ausgleich gefunden haben mag. Da waren sicher die unzähligen Bergtouren und Wanderungen mit der Familie oder den Freunden vom „Altberg“; er sang im Arbeitermännerchor; er interessierte sich für die Ortsgeschichte, und er war ein sehr belesener Zeitgenosse mit einer grossen Bibliothek – durchaus nicht nur mit Arbeiterliteratur, sondern auch mit Klassikern, Philosophen und Künstlern. Fasziniert war und blieb er von China: Noch als 70-Jähriger machte er zusammen mit seiner Frau eine dreiwöchige China-Studienreise mit der „Schweizerischen Vereinigung für die Freundschaft mit China“ (nicht zu verwechseln mit offiziellen Gesellschaften), auf die er sich jahrelang sorgfältig vorbereitet hatte.

Ein verstörender Einbruch in eine heile Welt

Ernst Deubelbeiss, 13. Juni 1921 bis 7. Januar 2005



*Ernst Deubelbeiss
beim Augenschein
am Tatort Reinach,
1953.*

Im Februar 1952 platzte eine Bombe: Einer der gefürchtetsten Verbrecher wurde mitten in Schlieren verhaftet. Er hatte jahrelang unter den ahnungslosen Bürgern gewohnt, hatte im Lädeli von Ida Bösch Schrauben und Werkzeuge und bei Beck Epple freundlich Brot eingekauft – wie konnte so etwas in unserem friedlichen Land geschehen?

Ernst Deubelbeiss verübte mit seinem Kumpan Kurt Schürmann zu Beginn der 50er-Jahre eine Serie von Überfällen mit einer Brutalität, die man in unserem Lande überhaupt nicht gekannt hatte. Sie verstörten eine Gesellschaft, die einer solchen Bedrohung ratlos gegenüberstand. Mit einem Mal war das Böse in die kleine, vom Weltenbrand des Krieges verschonte Schweiz eingebrochen. Die Polizei vermutete hinter der Tä-

terschaft lange Zeit Ausländer; die Bevölkerung war aufgeschreckt und erschüttert. In den Zeitungen wurden Vergleiche mit Chicago und seinen Verbrecherbanden gezogen. Ausländische Reporter kamen ins Land und berichteten.

Die amerikanische Autorin Mary Bancroft brachte die Atmosphäre im Land wie folgt auf den Punkt: „Obwohl Zürich eine ansehnliche Stadt von nahezu einer halben Million Einwohnern ist, herrschen Recht und Ordnung vor, so dass die Polizei ihren Alltag oft mit der Suche nach herrenlosen Hunden und Katzen verbringt.“

In der Tat: Die Ordnungshüter wurden damals eher gemütlich „Landjäger“ genannt, und Schaggi Streulis bodenständiger Dorfpolizist Gottfried Wäckerli aus Allenwil fegte in einer 16-teiligen Hörspielreihe (Radio Bero-

münster, ab 1948) monatlich einmal die helvetischen Strassen leer. Paul Burkhardts Niederdorfer feierte ab 1951 Erfolge – mit den braven Polizisten Bruno und Polizeikorporal Müller III als Sympathieträger. Da mussten die Taten Deubelbeiss' und Schürmanns absolut verstörend wirken.

Wie viel Angst, Wut und Hysterie die beiden Männer auslösten, mögen ein paar Erinnerungen belegen. In jenen Jahren immer wieder zu hören: „Wenn d'nid folgsch, holt di de Deubelbeiss!“ war eine Mahnung, die um jene Zeit wohl manches Kind gehört hat, auch der Schreibende. „... sonst holt dich der Deubelbeiss mit dem Schiessge-we-he-her“ war der (neue) Schluss des Kinderliedes vom gänsestehenden Fuchs, und das Kürzel der deutschen Automarke DKW wurde von Kindern flugs als „Deubelbeiss kommt wieder“ interpretiert.



Polizei-Aufnahme Ernst Deubelbeiss.

Aus einem verschlossenen Kind wird ein Gangster

Ernst Deubelbeiss stammte aus Belp BE und galt schon früh als Sonderling. Das Elternhaus trug das seine dazu bei: Der Vater war ein glückloser Garagist und dem Alkohol verfallen wie auch beide Grossväter. Ernst war still und verschlossen, pendelte zwischen Minderwertigkeitsgefühlen und Selbstüberschätzung. Bindungen und Freundschaften hatte er keine.

Er machte eine Lehre als Mechaniker und schloss sie sehr gut ab. Doch er war antriebslos, grübelte oft in seinem Zimmer, zerstörte aber in aufbrausender Wut hin und wieder die Zimmereinrichtung.

Deubelbeiss zog in die Westschweiz, arbeitete bei Hispano-Suiza in Genf und wurde Mitglied des Grütli-Vereins. Das waren die Deutschschweizer Linken. Später schlossen sich diese der PdA (Partei der Arbeit, also den Kommunisten) an. Er wurde dort

als „finsterer Denker“ bezeichnet. Aus der Rekrutenschule wurde er nach zehn Tagen entlassen, weil er wieder einen seiner Ausraster hatte.

Ernst muss ein wirres Gemenge von Heilslehren verfolgt haben. „An der Ungerechtigkeit nahm ich immer Anstoss“, erklärte er später. Er beschäftigte sich auch mit Strahlungen, misstraute der Nahrung, behauptete, seine Zimmerwirtin wolle ihn vergiften. Es wird auch berichtet, dass er homoerotische Züge aufwies.

Ernst Deubelbeiss behauptete später stets, er hätte das Geld für eine neue Partei brauchen wollen, eine sozial gerechte. Er beteuerte, er habe sich geistig betätigen wollen, für höhere Fragen Interesse gehabt. In seiner späteren Schlieremer Wohnung fand man Werke von Engels, Plato, Pascal, C.G. Jung, Ortega y Gasset und Winston Churchill wie auch Biographien von Stalin, Epikur, Aristoteles, Hermann Göring und Jesus Christ. (Alle

Bücher gestohlen übrigens...) Aber dahinter stand wohl eher Sozialromantik oder ein weltanschauliches Konstrukt zur Rechtfertigung seiner Taten – keines dieser Bücher hatte er wirklich gelesen. Er gestand: „Es fehlte mir die Ausdauer.“

Mit der Weltverbesserung war es nicht so weit her: Deubelbeiss' angebliche soziale Interessen hinderten ihn nicht daran, Diebstähle und Einbrüche in Geschäftshäusern zu begehen. Dabei stahl er alles Mögliche, verkaufte aber nichts: Er sammelte und stapelte z.B. teures Werkzeug bei sich oder warf es in die Rhone. Schliesslich wurde er erwischt und in Genf zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. In der Strafanstalt Bochuz lernte er den vier Jahre jüngeren Kurt Schürmann, einen ehemaligen Fremdenlegionär, kennen. Dieser war bei einem bewaffneten Raubüberfall überwältigt worden.

Diebstahl im Zeughaus Höngg, Mord an Bankier Armin Bannwart

Nach der Entlassung 1946 zog Deubelbeiss nach Schlieren, an die Zwiegartenstrasse 24, wohl um ein neues Leben zu beginnen. 1978 erklärte er dazu: „Ich wollte nie wieder ins Gefängnis, ich wollte keine krummen Dinger mehr drehen – es sei denn, es würden Unsummen dabei herauskommen.“

Ab Oktober arbeitete er als Dreher in der Wagi, dann zwei Jahre lang in der Schmiede Blöchle und ab 1950 in der Versuchsanstalt Krebs. (Diese führte chemische und mechanische Experimente durch; sie befand sich etwas nordwestlich des heutigen Kesslerplatzes, aus Sicherheitsgründen auf dem damals noch freien Feld.) Vom Inhaber wurde er später als „zukommender und zuverlässiger Arbeiter“ geschildert.

Die Zimmervermieterin fand ihn seltsam – er hatte einen Ernährungstisch (mehr davon später), machte Yoga, rauchte nicht, trank nicht, hatte keinerlei Damenbesuch, war sehr ernst, verschlossen und misstrauisch.

Deubelbeiss schloss Bekanntschaft mit einer Serviertochter aus Schlieren und verlobte sich. Sie erzählte später von langen Spaziergängen. Er sei aber aufbrausend und ein fanatischer Vegetarier gewesen und verlangte dasselbe von ihr. Sie konnte so nicht leben und löste, auch seiner unbegründeten Wutanfälle wegen, das Verhältnis.

Deubelbeiss geriet endgültig auf die schiefe Bahn und traf sich im Sommer 1951 in Zürich wieder mit seinem Kumpan Schürmann. Während man ihn später als handwerklich Begabten beschrieb, der die „verbrecherische Laubsägearbeit“ geleistet habe, galt Schürmann als Hauptverantwortlicher für die Planung. Denn die bei-



Zwiegartenstrasse 24, viertes Haus von rechts.

den machten sich nun minutiös an eine grössere Sache. Sie überfielen in der Nacht vom 23./24. Juni 1951 das ungeschützte Zeughaus in Höngg und erbeuteten 15 Maschinenpistolen, 10'000 Schuss Munition und zusätzlich 37 Magazine. Das alles versteckten sie im Wald ob Höngg (das dortige Strässchen heisst heute noch „Räuberweg“). Deubelbeiss kürzte bei vier Waffen die Läufe, sie waren so handlicher, ebenso stellte er Handschellen für die späteren Opfer her. Richtig Auto fahren konnten die beiden zwar nicht, aber sie hatten einen Autofimmel und stahlen nun fast Woche für Woche einen Wagen, dazu auch schicke Anzüge, wie sie in amerikanischen Gangsterfilmen Usus waren.

In der Bevölkerung war die Unruhe gross: Wie konnte es sein, dass so gefährliches Material in einem unbewachten Zeughaus lagerte? Und wer waren die Täter – Kommunisten? Extremisten? Waffenschmuggler?

Die Antwort kam bald: Am 4. Dezember 1951 überfielen Deubelbeiss und Schürmann gemeinsam den Bankdirektor Armin Bannwart der Zürcher Bank Winterstein. Doch der trug ausgerechnet an diesem Tag den Tresorschlüssel nicht auf sich. Nach einer Odyssee ermordeten sie ihn im Reppischtal mit einer der gestohlenen Waffen. Gemäss Prozess war Schürmann der Schütze gewesen. Er sah in dem Bankier eine Art Stellvertreter des Kapitals. Die beiden liessen den



Waffen-, Werkzeug- und Munitionslager (Polizeiaufnahme 1952).

Wagen nahe der Waldegg stehen, in der Risi bei Birmensdorf. Der grosse Plan war missraten; die Beute betrug gerade mal 215 Franken. Die Mörder gingen zu Fuss nach Hause.

Am 23. Dezember 1951 folgte ein Einbruch bei der Carbagas in Altstetten; Acetylen (Schweissgas) wurde erbeutet. Nie mehr eine Bank, sagten sich die beiden – der Plan war, die Post in Reinach/AG zu überfallen und den Tresor aufzuschweissen. Am 24./25. Januar 1952 wurde er umgesetzt. Aber der Lärm beim Schweissen hatte einen Anwohner aufgeschreckt, und als ein Polizist am Tatort auftauchte, schossen sich die Gangster den Fluchtweg frei. (Unglaublich übrigens: Der aufgebotene Landjäger Amman hatte dem Anwohner eine Pistole in die Hand gedrückt und ihn zur Mithilfe aufgefordert!)

Obwohl sie alles perfekt vorbereitet hatten, misslang den Räubern auch dieser Raub. Bei der wilden Flucht, auf eisigen Strassen, feuerten die beiden über 120 Mal – es war das grösste Feuergefecht der Schweizer Kriminalgeschichte. Sie verunfallten aber und mussten ihren Wagen und die Einbruchswerkzeuge zurücklassen. Ihre Flucht setzten sie unbehelligt per Bahn fort.

Harte Diskussionen in der Öffentlichkeit

Sieben Monate dauerte der Alptraum der Fahndung nach den Mördern, begleitet von harten Auseinandersetzungen und Vorwürfen in der Öffentlichkeit. In einer bitteren Polizei-Debatte im Zürcher Gemeinderat stellte ein Parlamentarier der Sozialdemokraten die Frage, ob der Stadtrat bereit sei, „der beunruhigten Bevölkerung die Gründe für das bisherige Versagen der Polizei bekanntzugeben?“ Die Behörde rechtfertigte sich mit dem Mangel an Einsatzkräften. Musste man jetzt in der Schweiz

mit amerikanischen Sitten rechnen, mit Gangstern und „Mördern unter uns“, wie es in der Basler National-Zeitung hiess?

Nachahmungstäter (z.B. ein Einbruch in ein Zeughaus in Bulle) hielten die Menschen in Atem, Falschmeldungen in der Presse jagten sich; auch im Ausland erschienen Zeitungsenten – Agenturen berichteten von Spuren in Turin. Auch der Kalte Krieg wirkte sich aus: Man vermutete die Täterschaft lange unter kommunistischen Extremisten und berichtete nach der Verhaftung fast beschwörend von Schürmanns Mitgliedschaft in der PdA.

Sogar die Wiedereinführung der Todesstrafe wurde diskutiert: Im Februar 1952 lud Nationalrat Paul Gysler von der damaligen BGB den Bundesrat ein, den eidgenössischen Räten möglichst bald Anträge auf Änderung des Schweizerischen Strafgesetzbuches vom 21. Dezember 1937 durch Aufnahme der Todesstrafe für solche und ähnliche Verbrechen zu unterbreiten.

Verhaftung wie im Film

Aber die Polizei war nicht untätig gewesen – und sie hatte aufmerksame Hilfe in der Firma Krebs, bei der Deubelbeiss immer noch angestellt war.

Erstmals war nach der Tat von Reinach/AG die Idee aufgekommen, dass die Banditen eben doch Schweizer sein konnten! Es war u.a. in einem Schacht bei Lenzburg eine in Höngg gestohlene Waffe gefunden worden – die Tatwaffe beim Fall Bannwart.

Radio Beromünster verkündete, einer der Täter habe ein Béret getragen! Deubelbeiss trug nun plötzlich am Arbeitsplatz kein Béret mehr. Auch erschien er am Morgen nach der Tat in Reinach zu spät zur Arbeit. Für alles hatte er eine muntere Erklärung („Ich will mich ja nicht mit einem Béret verdächtig machen!“), setzte gar

noch einen drauf, indem er erklärte, «solche brutalen Täter sollten am nächsten Baum aufgehängt werden». Er zeigte seinen Vorgesetzten sogar Zeitungsbilder mit den von ihm selbst verkürzten Maschinenpistolen: „Nicht wahr, diese Täter haben das schon noch raffiniert gemacht, das sind Säucheibel!“

Aber der Verdacht war geweckt. Chemiker H. Staub, der mit Deubelbeiss bei der Firma Krebs arbeitete, benachrichtigte die Polizei, welche ihrerseits bereits aufgrund einer in Reinach gefundenen Kopfleuchte auf die Firma Krebs gekommen war.

Noch wollte die Polizei nicht zugreifen (man stelle sich die Nerven von Chemiker Staub vor...): Wer war der zweite Täter? Deubelbeiss wurde beschattet, sein Zimmer vom Haus der damaligen Bäckerei Epple an der Schulstrasse aus observiert, und er führte die Kriminalisten prompt auf die Spur Schürmanns.

Am 11. Februar 1952 wurde dieser in Zürich verhaftet, gleichzeitig auch Deubelbeiss vor dem Haus der damaligen Schlieremer Drogerie Locher, wo auch der Lebensmittelverein Zürich eine Filiale hatte. Staub hatte ihn unter einem Vorwand dorthin geschickt.

Der Prozess: Psychologie und Strafrecht... und Unwohlsein

Der Prozess vor dem Schwurgericht Zürich dauerte vom 6. bis 13. Januar 1953. (Vor dem Schwurgericht galt das Unmittelbarkeitsprinzip: Nur der Gerichtspräsident kannte die Akten, der Sachverhalt musste mündlich, vor Ort, geklärt und beurteilt werden. Es wurde 2010 abgeschafft). Juristisch waren die Tatbestände klar: Mord, Mordversuch, Raub, Einbruch, Diebstahl.

Umstritten war die psychiatrische Beurteilung. Die Experten Prof. Hans

Binder (Rheinau) und Dr. Joseph Littmann (Zürich) hatten zu entscheiden, ob Deubelbeiss voll zurechnungsfähig sei oder ob es mildernde Umstände gäbe. Es war die Rede von „schleichender Schizophrenia“.

Deubelbeiss, von der Erscheinung her gross, breitschultrig, hatte ein sympathisches Aussehen und machte beim weiblichen Geschlecht einigen Eindruck. Aber das täuschte: Da gab es eine kranke, hypochondrische, wahnhaftige Seite.

Er litt – nach eigenen Worten – unter „körperlicher Verschlackung und geheimer Zersetzung“, hatte ein fanatisches Interesse am Essen, bildete sich eine Krankheit ein, welche nur durch Diät kuriert werden könne. Er betrachtete sich selbst als menschliches Wrack, sein Körper habe ihn „herabgerissen“, er sei „körperlich wie geistig gänzlich ruiniert“. Er wechselte zwischen Fresssucht und Askese, besuchte dann wieder Ernährungskurse, versuchte Rohkost, ass nach Säure-Basen-Gehalt der Speisen, stopfte dann wieder Schokolade und Abführmittel in sich hinein. Er lebte in dauerndem sexuellem Zwiespalt – zwischen Allmachtsphantasien und Depression.

Prof. Binder konstatierte auch Wahnhafte: Deubelbeiss spürte schädliche, weibliche Strahlen von den Mitmenschen, seiner Mutter und seiner Schwester. Er wähnte, er werde hypnotisiert, wick nach Zürich aus für Einkäufe. Er hörte innere Stimmen und wusste, dass er zu einer geheimen Mission berufen sei, er könne das „Grösste, ja Ungeheures“ vollbringen. Daneben erschien er ihm egozentrisch und manipulativ.

Sein Fazit: „Angesichts der schleichenden Entwicklung muss heute angenommen werden, dass man ihn nie mehr in Freiheit lassen darf.“



Ernst Deubelbeiss und Kurt Schürmann beim Prozess; Zeitungsausschnitt TAT 1953.

Beide Experten bejahten die Schizophrenie, verneinten aber einen entscheidenden Einfluss auf die Gesamtpersönlichkeit oder die Einsicht in das begangene Unrecht. Im Blätterwald, v.a. in der NZZ, war nach dem Urteilspruch – „lebenslänglich“ für beide – ein gewisses Unwohlsein zu spüren: War das Gericht angesichts des Druckes aus der Öffentlichkeit einfach dem „gesunden Volksempfinden“ gefolgt? Der Schwurgerichtsprozess wurde, hinter vorgehaltener Hand, als „Schauprozess“ empfunden. Die NZZ schrieb: „Das Zürcher Volk wird sich „sein“ Schwurgericht in seiner «seit hundert Jahren bewährten Form» nicht nehmen lassen.“

Schlechte Prognose: Und doch...

Beide Psychiater hatten beim Prozess erklärt, Deubelbeiss würde bis ans Ende seiner Tage ein Sicherheitsrisiko bleiben. So verbrachte er die ersten zehn Jahre in Regensdorf in strengster Einzelhaft. Dazu gehörten Sprecherbot, Einzelarbeit und Verweigerung des Turnens.

Lange hielt er sich trotzdem recht gut, wehrte sich aber 1960 gegen das harte Regime und die Schikanen des umstrittenen neuen Anstaltsdirektors Emil Meyer. Die NZZ sprach unverhohlen von einer Zermürbung. So durfte er nicht im Gefangenenchor mitsingen – „Böse Menschen haben keine Lieder“, hatte ihm der christlich gesinnte Direktor beschieden.

Nach einem Messerangriff auf den Anstaltsdirektor erhielt Deubelbeiss eine Zusatzstrafe von einem Jahr Gefängnis.

Eine therapeutische Behandlung erhielten übrigens weder Deubelbeiss noch Schürmann, nur an Gruppengesprächen konnten sie teilnehmen. „Dort lernte ich, meine Probleme zu formulieren“, betonte Deubelbeiss später. Auch die Lektüre der Werke der Anthroposophen gaben ihm Kraft und Zuversicht, er bewunderte Rudolf Steiner auch in späteren Jahren.

Langjähriger Vormund war während der Zeit in der Strafanstalt der reformierte Schlierener Pfarrer Arthur Scheffeldt, gemäss § 341 des damaligen Zivilgesetzbuches.

Schürmann – offensichtlich günstig beurteilt – wurde schon 1970 in die Freiheit entlassen. Er hatte sich durch Wohlverhalten eine bevorzugte Stellung erschlichen und wurde z.B. Messdiener beim katholischen Anstaltspfarrer. Allerdings: Bis zum Tode blieb er überzeugter Marxist und Chinafreund... Nach seinen eigenen Worten hatte er eine Art RAF (Terror-Organisation Rote Armee Fraktion) wie in Deutschland aufbauen wollen.

Nach der Entlassung wohnte er unter seinem richtigen Namen in Zürich. Er traf sich nie mehr mit Deubelbeiss, sondern zeigte sich in einem Interview von ihm enttäuscht: „Ernst hat mich auf den Marxismus gebracht; dass er in der Untersuchung nichts mehr davon wissen wollte, konnte ich nicht verstehen.“

Ernst Deubelbeiss aber wurde erst 1978 entlassen. Er erhielt, man mag es kaum glauben, unter der neuen Identität Ernst Schmid in Oerlikon eine Stelle, nämlich als Müllmann und Mechaniker in der Kehrichtverbrennung Hagenholz. Dort zeigte er sich als umgänglicher und tüchtiger Kollege. Er lebte unauffällig und von den Nachbarn unerkant in einem ruhigen Quartier an der Greifensee-strasse.

Bis auf einen Vorfall 1992 liess er sich nichts zuschulden kommen; das entsprechende Verfahren wurde aber eingestellt, und die wahre Identität weder von der Polizei noch den Untersuchungsbehörden erkannt.

Er blieb bis ins hohe Alter vielseitig interessiert, las politische Literatur, regte sich über den Irak-Krieg von

US-Präsident George W. Bush auf und erklärte, ein anderer Mensch geworden zu sein. 2005 wurde er in aller Stille in einem Gemeinschaftsgrab beigesetzt.

Echo in Film und Buch

Mehrere Bücher wurden über die Ereignisse verfasst. Im Jahr 1966 lief im Kino der Film „4 Schlüssel“ von Stahlnetz-Regisseur Jürgen Roland. Er basierte auf dem Bannwart-Mord und lief neben Streifen wie „Mary Poppins“ und James Bonds „Fireball“. Autor Stefan Milius und Regisseur Denis Ledergerber planten 2016 einen weiteren Film: „Das erste Schweizer Gangsterduo“. Das Projekt wurde aber nicht realisiert, ebenso wenig wie eines des Regisseurs Samir.

Die brillante Journalistin, Schriftstellerin und Spionin Mary Bancroft haben wir schon eingangs erwähnt. Sie verarbeitete die Geschehnisse, sehr eng an die Realität angelehnt, in einem Manuskript mit dem Titel „The Vegetarian Killers“. Das Buch erschien aber nicht, vielleicht wegen des zum Teil allzu spöttischen Untertones. So schrieb sie beiläufig, in der Schweiz seien solche Kapitalverbrechen selten und „Bankers are unusually holy cows“ – obwohl oder vielleicht weil sie damals in der Schweiz lebte und mit einem solchen verheiratet war...

Kein Geringerer als Friedrich Dürrenmatt gab den beiden Gangstern einen Kurzauftritt, und zwar in seinem abgründigen, die Hoffnung auf Gerechtigkeit ins Absurde führenden Roman „Justiz“ von 1985. Er nannte sie, Insassen in Regensdorf, leicht verfremdet Drossel und Zärtlich und wunderte sich über Raubmörder, die sich der Anthroposophie zuwendeten. Sie würden von den Wärtern mit scheuer Hochachtung behandelt wie Stargefangene.



Die Ereignisse wurden 1966 verfilmt.

Unglaubliches Charisma mit Schattenseiten

Gustav Fausch, 4. August 1909 bis 18. August 1954



*Theater-Auf-
führung in den
1940er-Jahren,
Gustav Fausch am
linken Bildrand.*

Gustav Fausch war Heimleiter der Pestalozzistiftung in Schlieren von 1932 bis zu seinem frühen Tod 1954. Er war unglaublich vielseitig tätig und interessiert, leistete ein riesiges Arbeitspensum, war daneben noch Vizepräsident der Schulpflege und Gründungsmitglied der Vereinigung für Heimatkunde. Fausch war in Schlieren und Altstetten bekannt und sehr geachtet; er legte Wert auf gute Kontakte, denn Spenden aus der Bevölkerung waren überlebenswichtig.

In der südöstlichen Ecke Schlierens, einem Teil des Schlierenbergs, angrenzend an Altstetten wurde 1867 die Pestalozzistiftung mit 12 Knaben eröffnet. Dabei handelte es sich um eine Erziehungsanstalt für Knaben, getragen von der Zürcherischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Diese hatte das etwas heruntergekommene bäuerliche Gut „Zur Hoffnung“ erworben und es bald zur Heimstätte gemacht für etwa 40 Knaben.

Gemäss dem damaligen Gedanken- gut sollten Kinder aus problematischen Verhältnissen (z.B. aus Schei-

dungen, Aussereheliche, Sprösslinge aus Alkoholiker-Familien usw.) auf gute, christliche Art erzogen werden.

Die Satzungen legten u.a. fest, „... junge Knaben aus sittlichem Verderben zu retten und vor demselben zu beschützen“. Buben aus misslichen Verhältnissen sollten zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft geformt werden – einer Gesellschaft, die sich kaum um sie gekümmert hatte. Armut und Elend galten als selbstverschuldet. Der Staat war im sozialen Bereich vorerst kaum tätig; Fürsorge war bis weit ins 20. Jahrhundert hi-

nein Sache der Heimatgemeinden. Wohlhabende errichteten mit grosszügigen Spenden Institutionen zur Rettung der Betroffenen – das 19. Jahrhundert gilt auch als „Jahrhundert der Anstalten“.

Hintergrund waren religiöse oder pädagogische Motive. Kinder wurden von Vormündern und Ämtern „platziert“, ihre Mütter mussten ja arbeiten. Indessen: „Gut gemeint“ ist nicht immer „gut gemacht“. Wir wissen heute, dass Elend, Missbrauch und Geringschätzung Begleiter im Alltag vieler Heime waren. Das Heimwesen



Die Pestalozzi-Siedlung um 1900.

erlebte schliesslich in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts eine tiefgründige Wandlung. Bisherige Erziehungsgrundsätze wurden in Frage gestellt, die einseitige Ausrichtung auf landwirtschaftliche Arbeit (aufgrund knapper Mittel notwendig) und das alles durchdringende christliche Sendungsbewusstsein entsprachen nicht mehr dem Zeitgeist. Die Pestalozzistiftung in Schlieren hätte auch baulich vollständig umgebaut und erneuert werden müssen. Die Stiftung verkaufte daher ihre Liegenschaft, erstellte in Knonau ein neues Heim und zog 1968, 100 Jahre nach der Gründung, dorthin.

Ein sehr junger Heimvater

Gustav Fausch stammte aus einer pietistischen Familie von Seewis GR und war durchdrungen von einer christlichen Weltsicht und einer liberalen Gesinnung. Aufgewachsen in Zürich hatte er nach der Sekundar-

schule das Seminar Unterstrass besucht und war dann zwei Jahre als Lehrer in der Stiftung tätig gewesen. 1932 wurde er (im Alter von gerade mal 23 Jahren!) Nachfolger von Hermann Bühler, welcher mehr als 25 Jahre Waisenvater gewesen war.

Es muss den Stiftungsräten wohl bewusst gewesen sein, dass sie damit eine grosse Bürde auf junge Schultern luden. Der Heimleiter war ja nicht nur für das Wohl und die Schulung seiner Buben verantwortlich! Er beaufsichtigte auch einen landwirtschaftlichen Hof von immerhin etwa 16 Hektaren (45 Jucharten), der zur Selbstversorgung betrieben wurde, mit Viehzucht, Milchwirtschaft, Obstbau, Beeren, vielerlei Getreide, Holz, Wolle von eigenen Schafen, Flachs zum Weben und einer Imkerei. Dies zu einer Zeit, in der die Mechanisierung in der Landwirtschaft noch wenig Handarbeit ersetzte.

Dem Heimleiterpaar unterstanden jeweils sieben Angestellte, darunter Lehrer, Melker, Hilfsarbeiter und Betreuerinnen.

Universell gebildet und breit interessiert

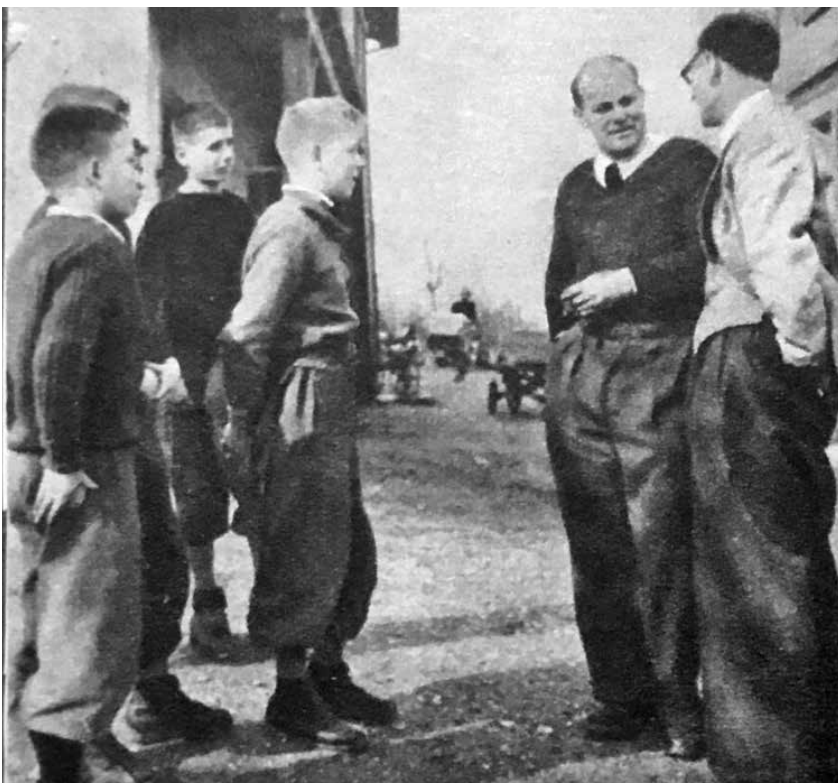
Man fragt sich, wie Fausch sich all' das landwirtschaftliche, betriebswirtschaftliche und handwerkliche Fachwissen angeeignet hat. Er war umfassend gebildet und weithin interessiert, dazu fast universell begabt.

Seine Weltsicht war geprägt von Leitfiguren; Heinrich Pestalozzi natürlich, dann aber auch J.S. Bach und Huldrych Zwingli. Sie gaben ihm eine Richtschnur: Er stellte hohe Ansprüche an sich, an die Erziehung, an Mitarbeitende. Wenn man seine Jahresberichte liest, so spürt man: Da wirkt einer unermüdlich, der seinen Pestalozzi gelesen hat. Er reflektierte seine Tätigkeit immer wieder: „Die vielen Stadtbuben erleben mit Eindringlichkeit den Segen der Landwirtschaft: Säen – Pflegen – Ernten! Wie viele kannten bis dahin nur: Kaufen – Verbrauchen!? So wird ihnen unser Heim zur Heimat, weil sie teilhaftig werden am grossen Geschehen, am Sorgen und Bangen um der Erde Frucht.“ (G.F., Jahresbericht 1943).

Daneben unterrichtete er, liess „seiner“ Knaben Theater spielen und singen und legte Wert auf Schulreisen, Exkursionen, Lager und Hausfeste im Jahresverlauf. Er fotografierte, dokumentierte und hielt den Alltag filmisch fest. Neben Schule und Landwirtschaft wurde, ganz im Sinne Pestalozzis „Kopf, Herz und Hand“, in der Holzwerkstätte oder am Webstuhl gearbeitet. Der Bezug zu den Tieren, und wenn es nur die Kaninchen waren, tat den Buben gut.

Selbst geschreinerte Tische

Jeder Bub schreinerte sein eigenes Bett. Damit wurden die alten Eisen-



Besuch eines Reporters.

betten mit den Seegrass-Matratzen ersetzt. Die angejahrten Räume wurden neu gestaltet; Tische und Hocker mit einem eingeschnitzten Bild selbst geschreinert. „Das Können gibt dem Kinde Sicherheit, es muss der Gegenpol des Wissens sein.“ (G.F., ebenda). „Bete und arbeite“ stand auf der grossen Glocke im Dachgiebel. „Beides soll unser Haus zur Heimat machen und uns alle, Erzieher und Zöglinge, auf die gleiche Ebene, in gleiche Richtung, unter gleiche Führung stellen. So suchen wir Gemeinschaft untereinander.“ (G.F., ebenda). Zu diesem Familiengedanken gehörte auch, dass Fausch in den 1940er-Jahren die Ehemaligen-Tage ins Leben rief, eine Tradition, die noch heute fortbesteht und eine gewisse Verbundenheit dokumentiert.

Fausch war musikalisch, besass sogar eine ehrwürdige Toggenburger Hausorgel aus dem Jahr 1765 und sang im Zürcher Reinhart-Chor. Er war ein Mann der Tat und wollte seine Ideen umsetzen, temperamentvoll und impulsiv. Fausch wirkte in Feld und Stall, er sah den tieferen Sinn in der Landwirtschaft, er stand ein für ein selbstversorgtes Leben, auch und gerade in den Jahren des Zweiten Weltkrieges. Das wollte er seinen Buben mitgeben. Er verfügte über ein grosses historisches Wissen und interessierte sich für Lokalgeschichte. So verfasste er im Jahr seines Todes das erste Jahrbuch Schlierens, welches die hiesigen Flurnamen thematisierte.

Auch während des zweiten Weltkrieges – als er wie fast alle Männer wegen der Grenzbesetzung oft abwesend war – bewährte sich Fausch und steuerte sein Schiff zusammen mit seiner Frau Hedi und den verbliebenen Angestellten wirtschaftlich erfolgreich durch die Zeit der Rationierung. Nur so konnten das Kostgeld (1943 z.B. 600 Franken pro Jahr) tief gehalten und alle 50 Heimbewohner versorgt werden.



Gustav Fauschs Toggenburger Hausorgel (Wendelin Looser Orgelbau).

Streng, aber mit sich im Reinen – und offen

Wo Licht ist, ist auch Schatten. Gustav Fausch, „Guschi“ genannt von den Ehemaligen (er verstand sich nie als „Waisenvater“ im alten Sinn), führte ein strenges Regime – mit heutigen Massstäben wohl da und dort zu streng. Aber er war nicht böse oder missgünstig und berechnend. Er hielt Abstand; das war ja nicht überall so.

Wer von „seinen“ Buben aber permanent gegen seine Ziele arbeitete, wurde bestraft: Zunächst gab es „Striche“ für Fehlverhalten, dann ernste Gespräche, dann Prügel. So war das in jener Zeit: Die pädagogische Dis-

kussion wurde damals über „sinnvolles Strafen“ geführt; Ohrfeigen aus dem Affekt galten als nicht schädlich. Die Buben in der Pubertät suchten ja Grenzen. Und wenn sie „auf die Kurve gingen“ (abhauten), so war das für sie eine Heldentat – und für Fausch eine pädagogische Knacknuss.

Ja, es gab diese harte Seite: Schon in jungen Jahren waren ihm im Militärdienst Vorwürfe gemacht worden, und er sah sich Verfahren ausgesetzt wegen ungebührlicher Strenge gegen Untergebene. Auch im Heim gab es Klagen über Prügelstrafen, Ohrfeigen, Verletzungen, sowohl gegenüber den Zöglingen wie auch gegenüber Ange-



Gustav Fausch mit „seinen“ Buben.



*Die Stiftung
um 1970, ein
Werk von
Maria Ghiringhelli
(vor dem Brand
von Schulhaus
und Werkstätte
1974).*



*Porträt von
Gustav Fausch.*

stellten. Der Alltag war wohl nicht nur mit sanfter Frömmigkeit zu bewältigen. Kinder wurden hart bestraft und blossgestellt, besonders Bettnässer.

Auch im Dorf wusste man um diese Umstände, aber (dem Zeitgeist entsprechend) griff niemand ein, nicht einmal ein damals beigezogener Arzt. Bei aller Strenge übrigens: Zeitgenossen erzählen auch heute, dass die Kinder der Stiftung nicht strenger behandelt wurden als sie selbst.

Andererseits: Seiner Zeit voraus waren Fauschs Ansichten wiederum gegenüber den Problemen im Heimwesen. Nach ihm sollten Kinder ihren Eltern nicht entzogen werden; Jenische sollten ihre Kinder in die Schulen ihres Aufenthalts schicken können. Offen war er auch den Veränderungen gegenüber: Die Angestellten nannte er schon 1942 Mitarbeiter, es gab Teamsitzungen. Übergriffe liess er nicht zu; einen pädophilen Lehrer entliess er fristlos und orientierte alle im Heim darüber.

Die Rolle von Hedi Fausch, der Heimleiterin

Hedi Fausch (19. Juni 1908 bis 14. Januar 2004) war mehr als nur die Frau des Heimleiters, die beiden waren ein starkes Leiterpaar. Aufgewachsen in Kandersteg, machte sie eine Ausbildung als Hauswirtschafts-Lehrerin in Zürich. Sie betreute vorab die jüngeren Buben und war für sie wohl häufig Ansprechperson, wenn es Schwierigkeiten gab. Sie wird im Hintergrund vieles ausgeglichen und

manche Träne getrocknet haben. Während des Krieges – als ihr Mann im Aktivdienst stand – arbeitete sie bis hin zur Überanstrengung. Nach dem frühen Tod ihres Mannes führte sie noch drei Jahre lang das Heim zusammen mit dem neuen Heimleiter und engagierte sich bis 1983 in der Aufsichtskommission. Viele „Ehemalige“ besuchten sie regelmässig auch in späteren Jahren, lange nach dem Austritt aus der Stiftung.

Ehemalige schreiben sich frei

Zwei der Ehemaligen verarbeiteten ihre Erlebnisse in Buchform: Arthur Honegger (1974 „Die Fertigmacher“) und Franz Rueb (2009 „Rübezahl spielte links aussen“). Das wurde zunächst als Nestbeschmutzung aufgefasst, auch in Schlieren. Fausch wurde darin, kaum verhüllt, direkt angegriffen. Honegger beschreibt ihn als „Machtmensch, Barbar, gottesfürchtigen Herrscher“. Rueb schildert ihn als Diktator und Haustyran, er habe jeden Knaben zum Wurm oder zur Ratte gemacht, mit Riemen geschlagen, gebetet und geflucht. Er berichtet von Hunger und Demütigung. Aber er schildert Fausch auch – erstaunlich differenziert – als Universalgenie, als „Gutsverwalter, Lehrer, Bibelvermittler, Schreiner, Gärtner, Bienenzüchter, Holzschnitzer, Webermeister, Sänger, Chorleiter und nebenbei ein bisschen Erzieher und ganz wenig Psychologe“. Dennoch: Rueb war gleichwohl stolz auf die vielen Stunden im Webkeller; er schrieb „Die Welt ist der Webstuhl – ... – und das menschliche Lebenswerk ist der gewobene Stoff.“ Fausch hatte

Rueb einmal mitgenommen an ein Konzert in der Tonhalle. Dem Jungen kamen die Tränen, und seitdem sah er den Heimleiter mit anderen Augen, schrieb ihm ein paar Jahre später sogar einen Brief über dieses Erlebnis und seine Dankbarkeit. Diese Bücher trugen dazu bei, die Heimerziehung, das Verdingkinderwesen und überhaupt den Umgang mit Kindern aus problematischer Umgebung neu zu überdenken.

Fausch lebte ja mit seiner Familie (Ehefrau Hedi und vier Kindern) zusammen im Heim. Eine seiner Töchter, Agatha Fausch, hat (zusammen mit A. Pfalzgraf) über die Jahre in der Stiftung den sehr berührenden Dok-Film „Heimkinder“ (2006) gedreht. Erich Stahel, ein Ehemaliger, fasst darin seine Erinnerungen so zusammen: „Ich habe meinen Frieden mit jener Zeit gemacht. Aber Liebe habe ich im Heim keine erlebt.“

Gustav Fausch: Ein grosszügiger Mensch, ein Schaffer mit einem klaren Kompass – ein Gestalter seines Reichs. Aber er, der so vieles mit Bedacht und Überlegung machte, wusste wohl, dass unser Menschenwerk unvollkommen ist. Ausgerechnet er, der so viel von seiner Tatkraft der Stiftung schenkte, schrieb schon 1944 in seinem Jahresbericht: „Sicher ist die natürliche Familie der einzig ideale Boden zur einheitlichen Erziehung. Ein Heim wird immer (...) ein Ersatz bleiben, der immer fragwürdiger wird, je grösser es ist.“

Ein unbequemer Zeitgenosse

Paul Furrer, 4. Dezember 1923 bis 26. Januar 2010

Paul Furrer war ein sehr vielseitig begabter Mensch, voller Ideen und Pläne – ein „Reisser“. Er hatte es aufgrund seiner Herkunft nicht immer leicht, und sein ausgeprägter Sinn für Gerechtigkeit liess ihn immer wieder da und dort anecken. Wenn er aber etwas als richtig erkannt hatte, stand er dafür ein und kämpfte.

Paul Furrer nahm nie den „leichten Weg“, manchmal gegen alle äusseren Umstände, zielgerichtet, unnachgiebig und unbeirrbar. Viel Feind, viel Ehr – wenn er auch nicht überall Erfolg hatte, so wurde er doch immer gehört und ernst genommen. Leicht zu begreifen, dass so ein Mensch nicht jedermans Freund sein konnte.

Wer ihn verstehen will, findet wohl in seinem Herkommen einen Schlüssel. Sein Vater war Mitbegründer der SP Schlieren, arbeitete als Kontrolleur bei der damaligen Limmattal-Strassenbahn, und er machte aktiv am Streik 1908 mit. Er wurde daraufhin entlassen (mit anderen „fehlbaren und renitenten“, wie es damals hiess) und zog notgedrungen einen kleinen Alteisenhandel auf. Paul Furrer junior erzählte von ihm, dem „Lumpesammler“, wie er genannt wurde, von seinem Handkarren und wie er ihn durch die Strassen Zürichs zog. Insgeheim war er stolz auf diese Herkunft und stand dazu, wie er mündlich durchblicken liess. Die Ungerechtigkeit sah er aber sehr wohl.

Paul schrieb in seinen Erinnerungen, dass ihm sehr bewusst war, wie gross die Polarisierung in der Gemeinde geworden war. „Das führte zu hässlichen Auseinandersetzungen, die für mich nicht leicht zu ertragen waren.“ Der Verfasser dieses Jahrhefts hat dies auch gespürt: Da waren einerseits die Verhärtung und die Spuren der Auseinandersetzung, aber auch die Verletzungen. Paul Furrer sah



Paul Furrer ca. 1934, hinter dem Elternhaus.

seinen Einsatz für die „Verbesserung und Erhaltung der Lebensqualität der Bevölkerung ebenso wie für die Heimatkunde“ als rechtmässig, offen und ehrlich. „Materielle Interessen können zu andersartigen Beurteilungen führen“, erklärte er. Andererseits trat er aber, vielleicht etwas altersmilde geworden, mir damals jungem Schnösel durchaus grosszügig, tolerant und respektvoll gegenüber.

Vielseitig interessierter Berufsmann und Erfinder

Während des Zweiten Weltkrieges machte Päu, wie ihn seine Freunde nannten, seine Lehre als Kunstschlosser und absolvierte in dieser Zeit seinen Militärdienst, in der Bewachung der Gotthardbahn und von Internierten. Der Beruf erfüllte ihn und regte ihn an: Als gelernter Kunstschlosser

kreierte er Fenstergitter, Balkongeländer, Haushaltgegenstände und machte sich 1948 selbständig.

Im Lauf der folgenden Jahre wurde er immer mehr vom Tüftler und Erfinder zum Fabrikanten: Er schuf in seiner kleinen Schlosserei FURELLA-Camping-Kücheneinrichtungen im Baukasten-System und später unter der Marke FUREX Projektions- und Laborwagen sowie die in Schulen usw. bekannten Gestelle.

Ab 1956 war er Mitglied des Erfinderverbandes, dessen Zentralpräsident er 1971 wurde. Furrer organisierte 1973 und 1974 die Erfindermesse in Basel an der MUBA. 1981 gab er die Produktion auf, wegen der ständigen Nachahmungen und der billigen Konkurrenz. Mit 60 Jahren, 1984, verkauf-

te er sein Geschäft. Aber sein Beruf und seine Erfolge als Erfinder und Fabrikant waren nur ein Aspekt unter vielen in seinem bewegten Leben.

Ein Leben für die Heimat und die Umwelt

Seine Interessen waren weitgefächert – Beruf, Sport, Politik. Seine grosse Liebe aber galt immer der Heimatkunde. Genährt wurde sie durch die Erzählungen und Gespräche am Fa-

milientisch; gefördert und gefestigt durch das Erlebnis der „Landi“ (Landesausstellung 1939).

Paul Furrer sagte, dass diese Ausstellung die gegensätzlichen Strömungen (hier traditionell gewachsene bäuerliche Strukturen, da die technischen und industriellen Leistungen) zusammenfasste und dass diese ganzheitliche Darstellung die Liebe zur schweizerischen und lokalen Heimat

förderte. Er bildete sich u.a. an der Kunstgewerbeschule in alten Metallbearbeitungstechniken weiter und begann, altes Handwerkszeug, Bilder und Postkarten seines Heimatdorfes Schlieren zu sammeln. Diese Sammlung, zusammen mit den eigenen Bildern, übergab er später der Vereinigung für Heimatkunde.

Mit fast schon prophetischen Worten formulierte Paul Furrer seine Haltung: „Man kann die politischen Verhältnisse ändern, wie man will, auch wenn vieles europaweit oder gar global organisiert oder angepasst wird, so brauchen wir immer einen Ort, den wir als Heimat empfinden; einen Ort, wo wir unsere Wurzeln haben.“

Dieses Bedürfnis nach einer Heimat schien ihm bedroht. Auch Schlieren hatte diese Entwicklung mitgemacht; vieles drohte verloren zu gehen im Lauf der Entwicklung vom bäuerlichen Handwerkerdorf zum städtischen Vorort von Zürich. Paul folgte seinem Verantwortungsgefühl. Er sah sich verpflichtet, die Lokalgeschichte zu erforschen, weiterzugeben und für die Zukunft zu bewahren. Zusammen mit Karl Heid aus Dietikon und dem Schlieremer Werner Künzler reifte die Idee eines Ortsmuseums.

Paul errichtete im Dorfzentrum, beim damaligen Restaurant „Alte Post“ (heute Stadtplatz), einen Schaukasten mit Dokumenten und Exponaten zur Ortsgeschichte unter dem Titel „Schlieren gestern, heute und morgen“. Die Schlieremer bissen an, das Schaufenster wurde richtiggehend belagert, Diskussionen wechselten ab mit stillem Staunen. Der Ruf nach einem Ortsmuseum wurde laut – und 1953 wurde eine Museumsgesellschaft gegründet, aus der die Vereinigung für Heimatkunde hervorging. Deren Vorstand gehörte auch Paul Furrer als eine der treibenden Kräfte an.



Paul Furrer wirbt 1955 für die HAL (Heimatkunde-Ausstellung Limmattal) in der Turnhalle Grabenstrasse.

Die Begeisterung blieb, der Verein wuchs (er umfasst auch heute noch über 200 Mitglieder) und organisierte Exkursionen, Dorfumgänge und ein erstes Museum im Keller des Hofacker-Schulhauses. 1954 wurde das erste Jahrheft herausgegeben, und 1979 erfolgte die Eröffnung des Ortsmuseums an der Badenerstrasse.

In der Politik: Eine kämpferische, schillernde Figur

Wer von der Familiengeschichte derart geprägt wurde, der findet seine politische Heimat in der SP, und so trat Paul Furrer 1947 den Roten Falken, der Jugendorganisation der Partei, bei, ebenso den Gewerkschaften. Auch hier war er mit Feuer dabei, wirkte im Vorstand und trug an den 1.-Mai-Umzügen die rote Fahne.

Als Selbständiger wurde er jedoch bald mit Misstrauen beobachtet, und seine Kontakte mit bürgerlicher Seite, wenn er etwa in der Linde oder der Lilie heimatkundliche Probleme wälzte, galten bei den Genossen als „Hochverrat“.

Ein erstes Mal setzte Furrer sich als Einzelkämpfer (gegen die Parolen aller Ortsparteien) zudem noch für die Freihaltung des Schlieremer Berges ein: Er bekämpfte um 1960 die Vergrösserung des alten Schiessplatzes im Fluhgarten. Er gewann, aber das Tischtuch war zerrissen – er trat aus seiner Partei aus und gründete zusammen mit Kurt Seyfang die Sektion Schlieren des Landesrings der Unabhängigen. Schliesslich gründete er (1982) den ULi (Umweltschutz Limmattal), der 1986 mit den Grünen zusammengeführt wurde.

Was hat er nicht alles für Ziele verfolgt! Zuoberst natürlich blieb er der jahrelange Kämpfer für den freien Schlierenberg – und dieses Ziel erreichte er weitgehend, zusammen mit Kurt Seyfang vom Landesring.



Paul Furrer im politischen Eifer.

Auch der Verbindungsweg zwischen der Kamp-Wiese und der Station Urdorf geht auf seine beharrliche Initiative zurück – wenn er ihn auch nicht als asphaltierte Strasse wünschte.

Andere Ideen fielen manchmal in Ungnade, weil sie eben gerade von ihm kamen – so der Kampf um verschiedene alte Häuser im Dorfkern (Bühlhof, Arche...), oder die Mehrzweckhalle, deren Platz er auf dem alten Sportplatz (heute Sony) gesehen hätte.

Er bekämpfte aus finanziellen und ideellen Gründen (mit Erfolg) die im Zelgli geplante Sporthalle „Albatros“ und die Kunsteisbahn in der Nähe der heutigen SBB-Station Glanzenberg. Den Chilbitermin im November wollte er verschieben – es gelang nicht. Nach der Schliessung der Wagonsfabrik 1985 unterstützte er die Volksinitiative, nach welcher die Stadt den Betrieb hätte übernehmen sollen. Das war natürlich in fast jeder Hinsicht ein aussichtsloser Plan, der von den Behörden abgelehnt werden musste – was wiederum einen Leserbriefkrieg mit bitteren Beiträgen Furrers zur Folge hatte. Die Initiative scheiterte dann an der Urne deutlich.

Sein Einsatz polarisierte und mobilisierte, wie er selber schrieb, „bei Landbesitzern, Bauinteressenten und Gewerbetreibenden eine verbissene Gegnerschaft“. Dennoch: Er wurde 1974 Mitglied des ersten Gemeindeparlamentes – und blieb dies für 28 Jahre! Und – wo auch immer er stand: Er holte bei Wahlen in dieses Parlament jedes Mal viele Fremdstimmen, was ja nichts anderes hiess, als dass weite Teile der Schlieremer Bevölkerung seinen Beitrag zum Gemeindegeschehen für wertvoll hielten.

Paul Furrer: Unbeirrbar, unnachgiebig, hartnäckig – das alles trifft zu, manchmal wohl im Übermass. Aber er reflektierte sein Tun, hatte auch eine fast schon philosophische Ader und konnte seinen Stolz – der Sache zuliebe – auch unterordnen. So zum Beispiel, als er fühlte, dass der Vorstand der Vereinigung für Heimatkunde auseinanderzufallen drohte. Er war es, der schliesslich bescheiden den Kontakt zu einer integrierenden Persönlichkeit fand, zu alt Stadtpräsident Heiri Meier und damit die Verenskrisse überwand.



Paul bei einer Demonstration des alten Handwerks.

Ca. 1950



Die Familie und ein altherwürdiges Haus

Geboren wurde Paul an der Sägestrasse 16. Als Einjähriger zog die Familie an die Sägestrasse 13, in ein Bauernhaus aus dem 16. Jahrhundert, wo er sein ganzes Leben verbrachte – ab 1957 mit seiner eigenen Familie. Er hatte 1956 Heidi Langhans kennengelernt, die beiden heirateten ein Jahr später, drei Kinder wurden ihnen geschenkt.

Sorgfältige Renovation

Das ehrwürdige Gebäude, welches urkundlich erstmals 1560 erwähnt worden war, ist seit 1829 in eine Ost- und eine Westhälfte geteilt. 1830 wurden Wohnungen eingebaut. Der westliche Teil gehörte der Familie Furrer, der östliche der Stadt Schlieren. Furrer liebte es und liess von Dr. Ursula Fortuna, der Lokalhistorikerin, die Hausgeschichte erforschen. Gross war seine Freude, als er im Jahr 2000 auch noch den östlichen Teil an der Utikonstrasse 24 erwerben konnte – und gross auch die Arbeit und der

Enthusiasmus, mit dem er das nunmehr vereinigte Gebäude sorgfältig und eigenhändig renovierte.

Hinter jedem starken Mann steht eine starke Frau – und es wäre unredlich, hier nicht auch an Heidi Furrer zu denken. Päu hatte wenig Zeit für die Familie, doch baute er mit den Kindern Heissluftballons und liess sie später einfache Serienarbeiten in seiner Werkstätte erledigen. Alleine oder zusammen mit Kollegen – das gab gutes Sackgeld. Die Erziehung der Kinder überliess er gern seiner Frau: „Du machsch das guet!“

Er stand in der Öffentlichkeit, war immer unterwegs und schmiedete Pläne, wurde angefeindet, wie übrigens auch seine Frau. Man kann nur ahnen und respektieren, was sie im Hintergrund für ein Pensum bewältigte: Drei Kinder, ein Garten, ein grosses altes Haus im Umbau, Mithilfe im Geschäft, Flugblätter verteilen... Heidi war viele Jahre im Wahlbüro, in der Kulturkommission und dazu noch in

der Bibliothekskommission und fand erst noch Zeit, ihre Hobbys (Kunsth Handwerk) zu pflegen.



Geschichte der Büelschür, seines Wohnhauses in Schlieren.

Harte Zeiten durchlebt

Maria Ghiringhelli, geboren am 20. April 1927



Maria Ghiringhelli 2019 mit bemaltem Stoff und 1936 bei der Erstkommunion (alle anderen Kindheitsfotos gingen im Krieg verloren).

Als Maria Bonelli in Alba (Piemont) geboren wurde, waren das arme Zeiten. Sie wuchs auf in Biella und Turin, wo die Eltern eine Damen- und Herren-Schneiderei betrieben. Ihr Vater war ein Künstler in seinem Fach, er zeichnete die Modelle selber.

Für arme Leute war es nicht selbstverständlich, dass ihre Kinder die Sekundarschule besuchen konnten – Schule und Lehrmittel kosteten Geld. Maria aber war schon als Kind eine begabte Zeichnerin. Sie half den Eltern, aber ihr Ziel war schon damals ein anderes.

Sie besuchte abends eine Kunstschule, weil dies kostenlos war. Aber es fehlte an allem, an Papier, Kohlestif-

ten, Kreide; man musste sich behelfen und zeichnete halt auf dem grad Vorhandenen, auch wenn es beispielsweise Käsepapier war.

Maria wuchs in den Wirren und Grausamkeiten der Vorkriegs- und Kriegszeit auf und erlebte alle Schrecken: Hunger, Kälte, Angst.

Nach der Absetzung Mussolinis und der Flucht des Königs Vittorio Emanuele III aus Rom (1943) besetzten die Deutschen Norditalien. Turin war ein Zentrum des Widerstands, und es herrschte während 18 Monaten das Chaos. Die Resistenza und Partisanen unternahmen Sabotage-Akte, gerade auch in den FIAT-Werken von Turin wurde gestreikt. Die Deutschen rächten sich mit Deportationen und

standrechtlichen Exekutionen, denn nun waren für sie die Italiener nicht mehr Verbündete, sondern Feinde. Turin wurde von den Alliierten bombardiert; Maria musste in die Bunker flüchten.

Ihr Vater hatte ihr geraten, „una brava sarta“ (eine gute Schneiderin) zu werden, aber – wie sie von sich selbst sagt – hatte sie schon immer einen starken Willen und ein Pflichtgefühl. Sie wollte einen andern Weg gehen und eröffnete nach dem Krieg ein kleines Kunstatelier. Sie besuchte Kurse und malte gleichzeitig Porträts, Plakate, Stillleben – aber sie wurde nicht recht glücklich damit. Zum einen waren die Leute arm und taten sich schwer mit dem Bezahlen, und zum andern waren ihr Ideal immer



Vernissage der Ausstellung im Spital Limmattal (1992), Maria zusammen mit ihrem Ehemann und Spitalpräsident Sepp Stappung (rechts).



Am Zürcher Bürkliplatz im Jahr 1958.



Bei einer Vernissage im Stadthaus Schlieren mit Stadtpräsident Heiri Meier.

die genialen Künstler Italiens gewesen – Michelangelo, Leonardo da Vinci. „Italien ist die Wiege der Kunst und die Heimat der schönsten Sprache“, sagt Maria Ghiringhelli. Mit bebendem Herzen besuchte sie die Uffizien in Florenz. Vorbild waren auch Impressionisten: Monet, Pissarro... Aber damals war es unvorstellbar, dass eine Frau im Freien malen würde – genau so undenkbar wie ein Besuch in einem Restaurant ohne Begleitung.

Emigration als glückliche Fügung

Maria Ghiringhelli bezeichnet es als Schicksal, dass ein ihr bekanntes italienisches Paar sie nach Zürich einlud, wo sie um 1958 in der Boutique Alpenrose an der Bahnhofstrasse als Künstlerin und Schneiderin arbeiten konnte. Sie bemalte dort kostbare Stoffe für Abendkleider mit Blumenmustern und Dekors; es gab noch keine gemusterten Stoffe wie heute. Aus diesen Stoffen stellte sie dann Abendkleider und Modelle für eine vermögliche Kundschaft her, alles Unikate – wie sie auch sonst ihre eigenen Kleider oft

selbst machte. Damals wohnte sie in der Nähe des Limmatplatzes und besuchte auch die Kunstgewerbeschule. Sie lernte ihren Mann kennen, Carlo Ghiringhelli. Er war Schweisser und Spengler, arbeitete seit 1947 in der Wagonsfabrik Schlieren und wohnte, wie das damals üblich war, in den Wagi-Baracken. 1960 heirateten die beiden, und Maria zog nach Schlieren.

Ein Lebenstraum wird wahr

Als ihre beiden Kinder grösser geworden waren, konnte Maria ihren Traum verwirklichen, in der freien Natur zu arbeiten, mit Öl auf Leinwand oder auch mit Feder, Kohle und Bleistift. Ihre Bilder erzählen immer von schönen Ecken in der Landschaft des Limmattals, von alten Häusern, den Stimmungen und dem Licht in den Pärken

und Winkeln, den Gassen der Stadt. Maria ist eine gute Beobachterin, hält viele Einzelheiten fest. Sie gestaltete für die Gewerbler Jahreskalender mit Ansichten oder Bräuchen in Schlieren. Schon bald wurde man auf sie aufmerksam, sie lernte viele Menschen und Behörden ihrer Wahlheimat kennen. Es folgten Ausstellungen im Stadthaus, im Spital Limmattal, im Lilien-Zentrum, in der Wagi – dann auch auswärts in der ganzen Schweiz und in Norditalien.

Heute lebt sie bescheiden immer noch in der Wohnung, die sie mit ihrem inzwischen verstorbenen Mann damals bezogen hatte, umgeben von ihren Bildern. Viele hängen weitherum verstreut in Privathaushalten oder Institutionen.

Wegen eines Augenleidens malt sie nicht mehr, nimmt aber am Lauf der Welt intensiv teil, beobachtet mit Sorge die Immigration und das Chaos in Italien, die Globalisierung, den Brexit. „Überall in Europa ist das Chaos!“.

Ein wenig stolz ist sie aber darauf, dass sie ihren Traum verwirklichen konnte – obwohl alle immer sagten: „Du bist verrückt.“ Und sie vergisst auch nicht die Dankbarkeit, dass die Schweiz ihr dies ermöglichte. Sie beobachtet den Wandel Schlierens zwar skeptisch, weil viele der alten Häuser, die sie gemalt hat, verschwunden sind. „Wenn ich aber zurückschauen, bin ich sehr glücklich mit meinem Leben und froh, dass das Schicksal mich hierher geführt hat.“



1983, am Schlieremer Herbstmarkt mit ihrem Mann.

Foto: Hans Bachmann †



Maria Ghiringhelli mit Sohn Davide und einige Impressionen ihrer Werke.



*Zehntenscheune links oben,
Rütschi-Hof rechts oben,
Ref. Kirche Schlieren links unten.*

Die Politik war sein Leben

Walter Gurtner, 16. Dezember 1898 bis 4. Juni 1987

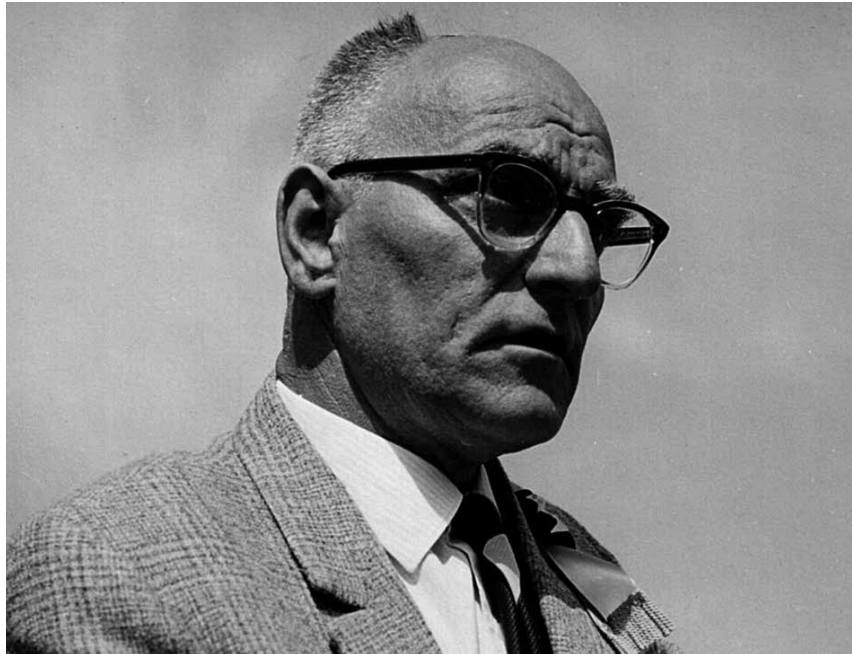
Eine denkwürdige Wahl nach dem Krieg

Walter Gurtner wurde 1946 zum neuen Gemeindepräsidenten Schliensens gewählt. Vorher, während der Kriegsjahre, war er acht Jahre lang Gemeinderat gewesen; als Gemeindepräsident wirkte er nicht weniger als weitere 18 Jahre lang. Die „denkwürdige Ausmarchung 1946“, von der später Stadtpräsident Heiri Meier sprach, bezog sich darauf, dass sich mit ihm zum ersten Mal ein sozialdemokratischer Herausforderer gegen seinen bürgerlichen Gegenkandidaten durchsetzte. Es war eine hitzige Auseinandersetzung; zur Abwahl seines Vorgängers hatte beigetragen, dass dieser seine Familie in den bedrohlichsten Tagen des Krieges in die Innerschweiz hatte evakuieren lassen. Das wurde ruchbar und nicht goutiert.

Mit Gurtner hatte einer ein so hohes Amt erreicht, der sich wirklich von ganz unten, aus einfachsten Verhältnissen, emporgearbeitet hatte. Seine Wahl belegte aber auch die gewachsene Kraft der Arbeiterbewegung und deren „Regierungsfähigkeit“. Ihre Exponenten hatten während der Krisen- und Kriegsjahre gut mit ihren bürgerlichen Kollegen (Frauen gab es damals noch nicht in der Politik...) zusammengearbeitet und sich bewährt. Nach dem Rücktritt von Walter Gurtner 1964 gelangte das Gemeindepräsidium wieder in das bürgerliche Lager und wechselt seit dem Ende des letzten Jahrhunderts munter von links nach rechts.

Prägende, ärmliche Jugend

Die Verhältnisse im Elternhaus waren karg. Die Familie stammte ursprünglich aus Wahlern bei Schwarzenburg. Aufgewachsen war Gurtner in Radelingen, einer Gemeinde im Berner Seeland, etwas westlich von Bern. Er war das achte von neun Geschwistern, alles Buben. Der Vater, Friedrich



Walter Gurtner als Redner, ca. 1950.

Gurtner, war Heimarbeiter in der Uhrenindustrie. Er führte seine Familie und seine neun Söhne mit harter Hand, während die Mutter im 11-köpfigen Haushalt mit Kochen, Flickern und Waschen wohl manche Nachtschicht einlegen musste. Als er nach kurzer Krankheit mit 47 Jahren starb, blieb dem jungen Walter seine Mutter („s'Müeti“), von der er ein Leben lang viel hielt.

Die neun Brüder gingen in dieselbe Mehrklassenschule. Sie mussten zusammenstehen; die jüngeren wurden von den älteren beschützt, auch gegenüber dem Lehrer. Zum Alltag gehörte, dass die Buben abends über die frisch geernteten Kornfelder gehen und übrig gebliebene Ähren einsammeln mussten. Die „Ernte“ wurde dann dem Müller gebracht, welcher das Korn zu Mehl verarbeitete. Dieses wiederum brachte man zum Bäcker und musste so „nur“ das Backen, nicht aber das Mehl, resp. das ganze Brot bezahlen. So konnte die Familie dem sonstigen Kartoffel-Einerlei etwas entkommen. Um die Kleider

günstiger flicken und nähen zu lassen, sammelten die Kinder Tannzapfen im Wald für das Glätteisen des Schneiders.

Zwei der Brüder entflohen diesen ärmlichen Verhältnissen nach Marokko und Spanien, wo sie sich durchkämpften. Der älteste von ihnen wurde Polizist; er starb an der Spanischen Grippe. Einer der Brüder schlug bei seiner Auswanderung folgenden Spruch an die Tür:

Häbi zum Zmorge, Häbi zum Zmittag, Häbi zum Znacht, Häbi i de Montur – läb wohl du Hördöpfelpuur!

(„Häbi“ sind Kartoffeln; „i de Montur“ bedeutet in der Schale)

Nach der Schule, also während des ersten Weltkrieges, konnte Walter keine Lehre beginnen und musste seine Zeit mit Gelegenheitsarbeiten verbringen. Für die Väter, welche als Soldaten an der Grenze standen, gab es damals keinen Sold. Die Mütter zu Hause mussten zusehen, wie sie irgendwie durchkamen. Die Jungen

gingen, wie Walter, in die Westschweiz zum sogenannten „Welscheuet“. So half er auf einem Bauernhof, bekam zu essen, ein Bett und einen Fünfliber für die ganze Zeit. Eine Zeitlang arbeitete er in Le Landeron in einer Gärtnerei.

Zum Erstaunen aller machte er – als Nicht-Bauer – die Rekrutenschule in Thun bei den Trainsoldaten, also mit Pferden. Seine Tierliebe begleitete ihn lebenslang; sie wurde hier sicher noch vertieft. Er war der Meinung, Tiere hätten eine Seele und ein Empfinden für Schmerz; man sollte sie entsprechend behandeln. Diese Tierliebe gab er auch seiner Tochter weiter: Er erklärte ihr, wie Spinnen oder Mäuse lebten. Aber eine blosses Schwärmerei war das nicht – er hielt Kaninchen und schlachtete sie selbst. Auch Hunde gehörten immer in seine Familie.

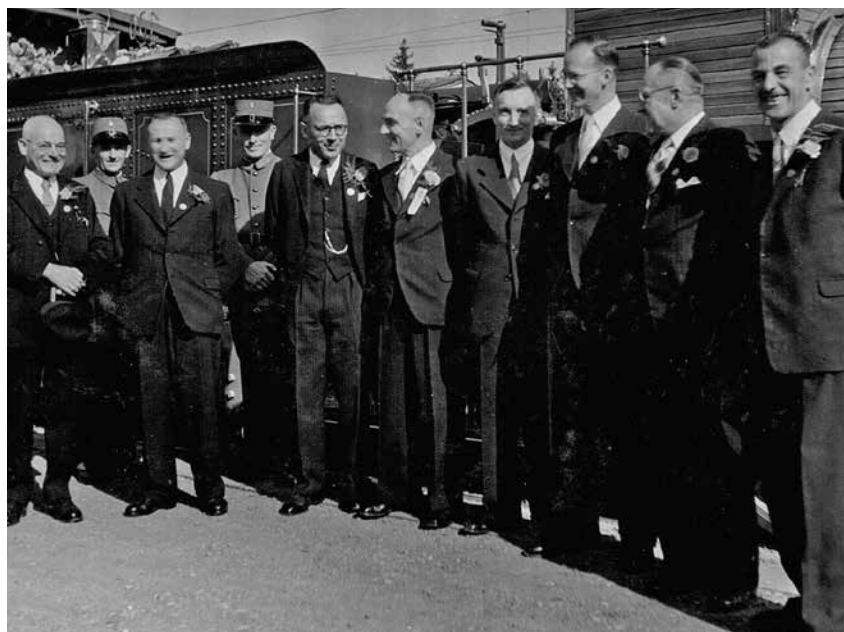
Lehre und Wanderjahre:

Der Stör-Sattler

Nach den Kriegsjahren folgte die Lehre als Sattler und Tapezierer in Sonceboz. Gurtner war manuell derart begabt, dass er die schriftliche Abschlussprüfung nicht ablegen musste – vielleicht auch aus sprachlichen Gründen. Was er dort gelernt hatte, war Exaktheit: Man gibt nichts zum Haus heraus, wenn es nicht 100 % richtig ist.

Si vous faites quelque chose – faites le comme il faut. Il y a quelques jours en France. (Etwa: „Wenn du etwas machst – mach es richtig; du hast ja Zeit dazu.“)

Nach der Lehre, mitten in den Krisen-jahren, arbeitete er an verschiedenen Orten, u.a. in Bremgarten/AG und Menzingen/ZG. Von hier aus fuhr er mit dem Velo bis nach Zug zu den Kunden, um Möbelstücke und Matratzen zu reparieren. Schliesslich kam er 1922 in die Wagonsfabrik Schlieren, wo er als Polsterer für die Erst-



Der Gemeinderat anlässlich der 100-Jahr-Feier der Spanisch-Brötlibahn 1947, v.l.n.r.: Gemeindegeschreiber Eduard Böhringer, Weibel Heinrich Lee, Hans Bucher, Polizist Hans Meier, Dr. Pius Grendelmeyer, Präsident Walter Gurtner, Hans Baumann, Hans Durtschi, Arno Zurbuchen, Julius Spiess.

klasswagen arbeitete. Er holte seine Braut, Maria Rosa Leber *1898, die er in Bremgarten kennengelernt hatte, nach Schlieren, und 1925 heirateten die beiden.

Es waren Jahre, in denen auch die Religions-Zugehörigkeit eine nicht zu unterschätzende, verdeckte Rolle spielte. Gurtner hatte das, als Reformierter, schon früh im katholischen Bremgarten gespürt – und als er nun seine Maria heiratete, eine Katholische, suchten die beiden eine salomonische Lösung, typisch für Gurtners. Sie heirateten in Schlieren zivil und anschliessend in einer Christkatholischen Kirche in Zürich nur mit dem Pfarrer und zufällig Anwesenden als Trauzeugen.

Prägende Jahre in der Wagi: Der Sozialdemokrat und Gewerkschafter

Walter Gurtner, welcher ja soziale Not und unsichere Zeiten hautnah erlebt hatte, schloss sich nun der Arbeiterbewegung an. Er trat zuerst der Gewerkschaft SMUV (Schweiz. Metall- und Uhrenarbeiterverband) und 1927 der Sozialdemokratischen Partei Schlieren bei. Er erlebte die Jahre der Weltwirtschaftskrise, welche auch an der „Wagi“ nicht spurlos vorbei gingen. Es gab auf dem Platz Zürich wilde Streiks

zu Anfang der 30er-Jahre; auch in der Wagi schlossen sich die Arbeiter diesen Streiks an. „Wir brauchen für unseren Hunger einen besseren Koch“, hiess eines der Transparente der Streikenden; eine Anspielung an den damaligen Direktor, Josef Koch.

1933 wurde er als vollamtlicher Gewerkschaftssekretär des SMUV berufen und ein Jahr später zum Präsidenten der damals noch schwachen SP Schlieren gewählt. Viele Jahre hatte er sein Büro in der „Krone“, der damaligen Hochburg der Sozialdemokraten. Dort stand er abends nach der Arbeit und am Samstagmorgen den Arbeitern zu Verfügung. Sie bezahlten Gewerkschaftsbeiträge, erhielten Rat und Unterstützung. Viele waren „Rucksackbauern“, die zum Teil aus dem Aargau und dem Knonaueramt bis nach Schlieren kamen und in der Wagi arbeiteten.

Man fragt sich, wie er das alles bewältigen konnte! Neben seinen Ämtern musste er immer wieder in den Militärdienst einrücken, wenn die Situation „brenzlich“ war. Inzwischen war er bei den Motorfahrzeugtruppen eingeteilt, da er auch privat einen „Töff“ der Marke „Universal“ (ein Schweizer Produkt aus Oberrieden/ZH) fuhr.

1935 bis 1941 war Gurtner zu allem noch Mitglied des Kantonsrates Zürich. (Er trat übrigens als solcher zurück, als seine Kollegen ihm bei einem Geschäft nicht folgen wollten – wer gradlinig ist, kann auch stur sein!). Mitten im Krieg, 1943, wechselte er, wieder als vollamtlicher Sekretär, zum Gewerkschaftskartell Zürich, das am Helvetiaplatz im Volkshaus seinen Sitz hatte. Er erteilte unentgeltliche Rechtsauskunft und ging in dieser Funktion auch als Laienanwalt vor Gericht, wenn das notwendig war. Er war ja Autodidakt und musste bei Arbeitsstreitigkeiten zuerst mit dem jeweiligen Geschäftsinhaber sprechen, dann in den Gesetzbüchern nachschauen, die Korrespondenz führen. Es hiess damals, wenn Herr Gurtner vor Gericht komme, habe eine Sache „Händ und Füess“, und er werde Recht bekommen. Auf diesem Posten blieb Gurtner bis zur Pensionierung.

Der Politiker und Gemeindepräsident

Schon vor der Behördentätigkeit hatte er sich profiliert mit unbequemen Anliegen. So forderte er die Einrichtung einer Kinderkrippe. Die Zeit war nicht reif: Die typische Antwort war vorerst, dass die Arbeitgeber den Männern gute Löhne zahlen sollten, damit die Frauen eben nicht arbeiten und die Kinder weggeben müssten.

An einer Gemeindeversammlung 1936 hatte er eine Motion für den Bau eines Schwimmbades eingereicht und war damit auch durchgekommen. An der Urne aber ging das Projekt deutlich bachab. Man fürchtete die Defizite. Erst 1948, nach einer Landschenkung durch die Wagi, wurde das Freibad im Moos eröffnet.

Die Politik und speziell die sozialen Anliegen waren sein Leben. Noch als Gemeinderat lancierte er eine Motion, die den Wehrmännern für jeden geleisteten Dienstag einen Ehrensold von 20 Rappen zusprach. Er hatte



Interview anlässlich der Feier 100 Jahre Spanisch-Brötlibahn.

Erfolg damit; 1'250 Wehrmänner erhielten so 64'000 Franken.

Gurtner war wie erwähnt 18 Jahre lang Gemeindepräsident: Gradlinig, unbestechlich, sorgfältig, von allen respektiert und immer sehr komfortabel wiedergewählt. Er blieb bescheiden und glaubwürdig. Sein Sinn für Gerechtigkeit war sein Kompass. Rot war denn auch sein zweiter VW Käfer, den er 1953 erstand. Er hatte in seiner Jugend erfahren, was es heisst, „unten“ zu sein. Mehrfach sorgte er dafür, dass Menschen, denen es schlecht ging, bei der Gemeinde einen wenn auch noch so kleinen Posten erhielten. Er setzte auch eine Notstands-Unterstützung durch in den 30er-Jahren.

Eine kleine Reminiszenz beleuchtet die Kampfzeiten vor dem Zweiten Weltkrieg. Sie betrifft das Steuerregister, dessen Offenlegung 1935 Gurtner verlangt hatte. Er versprach sich laut seiner Motion eine verbesserte Transparenz und Steuerehrlichkeit. Seitdem war es in Broschürenform Jahr für Jahr an interessierte Einwohner Schliens verkauft worden. Man kann sich vorstellen, dass dieses Dokument an manchem Küchentisch mit grosser Neugierde studiert wurde. 1957 beschloss die Gemeindeversammlung, dieses Büchlein nicht mehr zu drucken. Das Recht auf Einsicht in das Steuerregister besteht aber im Kanton

Zürich nach wie vor, wenn der Pflichtige die Daten nicht gesperrt hat.

Hobbys

Gurtner war ein Familienmensch. Viele Sonntage verbrachten Gurtners beim Picknick, fuhren mit ihrer Tochter nach Bremgarten, wo er und Rosa (nur so nannte sich seine Frau) sich ja kennengelernt hatten. Wenn dann dort gerade eine Wiese gemäht wurde, packte er die erste verfügbare Gabel und half mit – wie früher eben. Bei einem anderen Ausflug, diesmal ins Bisstal, lief ihm eine Ziege über den Weg und meckerte wegen ihres vollen Euters. Gelernt ist gelernt: Walter Gurtner molk sie.

Natürlich war auch der Altberg mit seiner Naturfreundehütte ein Thema; er hat sich oft ins Hüttenbuch eingetragen. (Mehr zur Naturfreundehütte und ihrer Geschichte bei Fritz Blocher). Gurtner wurde mit der Pensionierung leidenschaftlicher Fischer und fuhr mit seinen Enkeln, Peter und Roland an den Türlensee. Noch immer reparierte und restaurierte er im Keller alte Möbelstücke.

Walter Gurtner war kein „Gschtudierter“. Seine Lektüre war das „Volksrecht“ (die Zeitung der Arbeiterschaft). Er las keine Bücher, setzte sich dafür mit dem Zivilgesetzbuch und dem Obligationenrecht auseinander. Am



Gurtner in den 50er-Jahren zusammen mit seinem Hund Aslo.

Radio fühlte er sich wohl mit Volksmusik; Abendanlässe besuchte er kaum, ausser die des Arbeiterturnvereins oder des Arbeitermännerchors.

Etwas Besonderes war sicher das eigene Haus an der Urdorferstrasse 69. Selbstversorgung war wichtig – er hatte ja die Notzeiten nach dem Ersten Weltkrieg und die Rationierung während des Zweiten erlebt. Die Gurtners pflegten einen Garten mit allem Gemüse und Kartoffeln, ferner Bäume mit Zwetschgen, Äpfeln, Birnen, Quitten und Aprikosen und dazu alle möglichen Beeren und Trauben. Er versuchte sogar, davon Wein herzustellen.

Seine Familie

Wenn man sieht, was Gurtner alles leistete, so stellt sich die Frage: Wie kann einer das alles unter einen Hut bringen? Wie überall gilt auch hier: Ihm stand eine tüchtige Frau zur Seite. Rosa Gurtner wirkte zu Hause, und trug im Garten zur Selbstversorgung bei.

Ermutigt und ermuntert von ihrem Mann und angesichts der sozialen Ungleichheit der damaligen Zeit wurde auch Rosa Gurtner politisch tätig, war Präsidentin der SP-Frauen

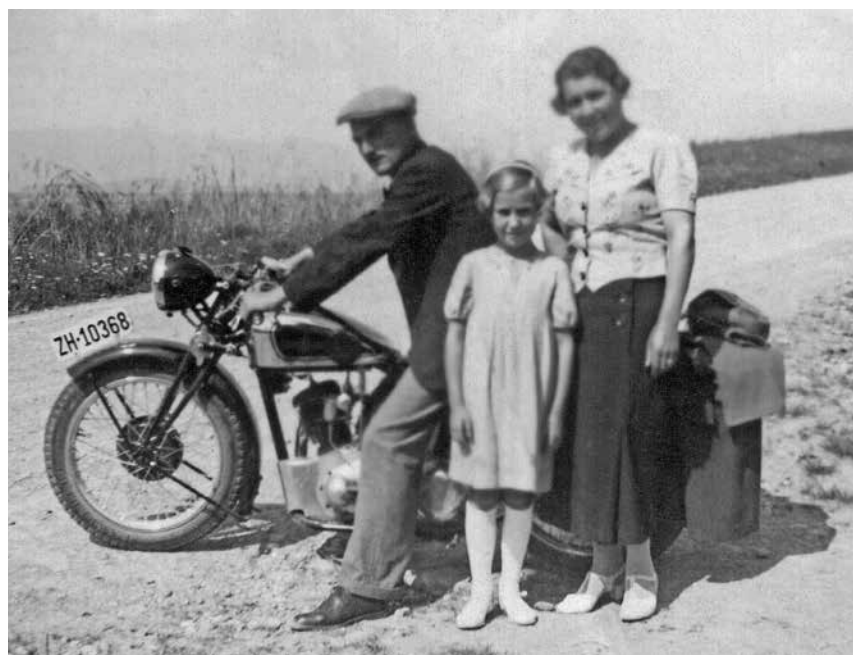
und Mitglied der Kinderkrippen-Kommission. (Eine Krippe gab es damals noch nicht – da bohrte man hartes Holz; erste Vorstösse hatte es schon vor dem Zweiten Weltkrieg gegeben). Auch in einer Kommission der Schulpflege vertrat sie die SP; zuständig war sie (typisch...) für Kochschule, Handarbeitsschule und Kindergarten.

Auf seine beiden Enkel war er stolz; mit ihnen holte Gurtner Holz aus dem Schlieremer Wald zum Anfeuern des Ofens (Kohleheizung). Das Verhältnis zu ihnen war sehr intensiv: Beide studierten in Zürich und wohnten während der Studienzeit beim Grossvater.

Ehrlicherweise wird man sagen müssen, dass unter seinem Einsatz die Familie etwas zu kurz kam. Er kam jeden Tag spät nach Hause (was ihm in der Pensionierung Schlafstörungen bescherte). Seiner Tochter Gertrud Eichhorn-Gurtner gab er, in deren Worten, „Ehrlichkeit und auf seine zurückgezogene Art Liebe“ mit.

Seinen Charakter und seine Zuverlässigkeit stellte er nach seinem Rücktritt einmal mehr unter Beweis. Er gab seiner Gattin zurück, was sie ihm im Leben ermöglicht hatte und betreute sie. Sie litt schwer an Angina Pectoris, er stand ihr bei und zog sich vom öffentlichen Leben zurück. Als sie 1972 starb, lebte er allein und besuchte oft seine Tochter. Er selber litt später zunehmend unter Vergesslichkeit, weil er diese Ausfälle selbst spürte. Er war aber noch lange Jahre ein regelmässiger Gast zum Mittagessen im Restaurant „Krone“.

Walter Gurtner hatte sich von ganz unten emporgearbeitet. Er war wohl stolz darauf, sah das aber nicht als etwas Spezielles an. Gurtner tat einfach, was zu tun war. Was Armut bedeutete, hatte er erlebt, und so kämpfte er mit Leib und Seele unerschütterlich für eine gerechtere Gesellschaft und gab vielen Hoffnung. Er war Teil einer sozialdemokratischen Bewegung, wie wir sie uns heute nicht mehr vorstellen können, und er hat viel erreicht.



Stolzer Fahrer eines Motorrads Universal, mit Gattin Maria Rosa und Tochter Gertrud; ca. 1938.

Über den Graben gezogen

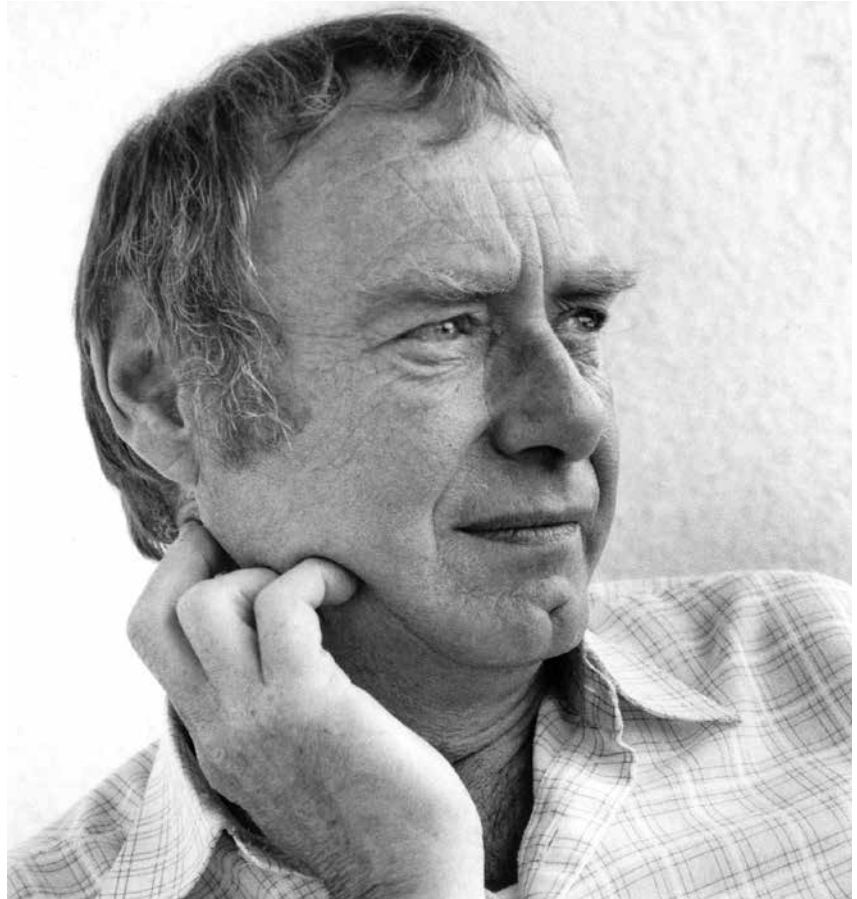
Arthur (Turi) Honegger, 27. September 1924 bis 15. August 2017

Arthur Honegger – oder Turi, so nannten ihn später alle – kam als aussereheliches Kind einer Minderjährigen zur Welt. Von Amtes wegen wurde er seiner Mutter weggenommen und zu einer streng religiösen Pflegefamilie nach Dürnten gegeben.

Sein Vormund kümmerte sich kaum um ihn, prophezeite ihm aber früh, er werde ins Zuchthaus kommen „bei so einer Mutter“. In der ersten Sekundarklasse erfuhr er, dass er nicht Fischer hiess, sondern Honegger. Wer seine Mutter wirklich war und was damals tatsächlich geschehen war, erfuhr er erst 2003, zwei Jahre nach ihrem Tod.

Seine Pflegemutter in Dürnten war vor allem an den 35 Franken Kostgeld pro Monat interessiert und verfolgte Arthurs Entwicklung misstrauisch. Sie hatte rigide religiöse Vorstellungen und besuchte oft abendliche „Brüderversammlungen“ zum Gebet. Das hinderte sie aber nicht daran, ihn schon beim Morgengebet einen „Hurensohn“ zu nennen. Seinem Pflegevater vertraute der kleine Arthur, aber dieser war eine schwache Figur, konnte sich gegen seine Frau nie durchsetzen.

Wer – wie Turi – ein „Unehelicher“ war, war gezeichnet. Buben- und Jugendstreiche wurden ihm als Charakterfehler ausgelegt, wo immer er war, wurde er nicht angehört und galt als schwierig. Sein Vormund Huldreich Jucker wurde im Dorf „Stumpen Gottes“ genannt – er war klein, dick und Kirchenpfleger. Honegger nannte ihn in seinem Buch „Zanger“. Der Mann hasste ihn offenbar und wollte ihn fertig machen: „... Du hast eine schwarze Seele, einen frühreifen Trieb!“ Honegger fühlte sich von ihm schikaniert bis ins Erwachsenenalter hinein.



Arthur Honegger, ca. 1990.

Prägende Jahre in Schlieren

1939 wurde Arthur Honegger – ohne recht zu verstehen warum und ohne angehört zu werden – auf Veranlassung seines Vormundes in die Pestalozzistiftung nach Schlieren eingewiesen. In seinem autobiographischen Buch heisst das Heim „Fellenberg-Stiftung“ und der Leiter Fritsch (in Wirklichkeit Gustav Fausch).

Honegger berichtet sehr anschaulich von dem harten Regime, von Hauslehrer Schläpfers brutalen Prügelstrafen, von entwürdigenden Blossstellungen, von unterdrückter Sexualität, von seiner Flucht vor Missbrauch durch einen Knecht, gar vom Selbstmord eines Zöglings. Er erzählt aber auch von den Theaterstücken, erinnert sich ans Skifahren im Täli hinunter zum

Bahndamm auf selbstgemachten Fassdauben, an die Weihnachtsfeiern.

Die leistungsfähigeren Zöglinge der Pestalozzistiftung durften ins „Rote Schulhaus“ in die Sekundarschule, was Honegger als Glück und Privileg bezeichnet. Sehr dankbar erinnert er sich an seinen Lehrer Hans Därner (in Sollberger nennt er ihn im Buch). Mit diesem durfte er an die Landesausstellung und da sogar die Musterschule in Geschichte, Geografie und Deutsch abhalten. Därner nahm ihn ernst, tat alles, um ihn ans Gymnasium zu schicken. Er wollte ihm, als das nicht gelang, eine Schriftsetzlehre ermöglichen – beides wurde vom Vormund abgewürgt. Bei Därner schrieb Honegger seinen ersten Roman, sieben Schulhefte lang: „Vom



Zöglinge mit Turi Honegger (ganz rechts aussen).



Bei der Feldarbeit, Arbeitserziehungsanstalt Utikon, ca. 1942.



Die Pestalozzistiftung 1922. Das Gebäude links (Küche, Esssaal, Schulhaus) wurde 1984 abgerissen wegen Baufälligkeit. Scheune und Haupthaus stehen noch.

Cowboy zum Haciendero“. Als der Lehrer in den Aktivdienst einrücken musste, schenkte er dem Buben zum Abschied den „Grünen Heinrich“ von Gottfried Keller, sogar mit einer Widmung. Aber der Heimleiter nahm ihm das Buch beim Abschied wieder weg.

Die Lehre blieb ihm verwehrt

Im Frühjahr 1940 wurde Honegger (im Buch nannte er sich Berni) zu einem Schlieremer Bauern, im Buch Speich genannt, verdingt für 20 Franken im Monat – obwohl er gerne eine Lehre gemacht hätte. In Wirklichkeit hiess er Haller, der Hof existiert längst nicht mehr. „Die Gemeinde hat lange genug für dich bezahlt“, hatte Fritschi (= Fausch) ihm gesagt.

Für Honegger begann eine weitere bittere Zeit: Er durfte nicht mit den andern essen („Wir wollen keine Anstaltler am Tisch“), wurde mit dem Ochsenziemer, dem sogenannten Hagenschwanz (Peitsche), fast zu Tode geprügelt – er schrie ohne gehört zu werden. Beim Heuen bekam er Stiche mit der Heugabel. Der Bauer trank, schenkte ihm ab und zu einen Schnaps ein. Honegger litt Hunger, ass im Schweinestall rohe Kartoffeln, dachte an Flucht. Nach anderthalb Jahren wurde er wieder versetzt, ohne je einen Lohn erhalten zu haben. Der Bauer behauptete, er hätte so viele Kosten für Kleider gehabt und für alles, was Berni (= Honegger) gestohlen habe.

Missbrauch anstatt Gehör

Beschuldigt mit Diebstahl, Betrug, Brandstiftung, Unzucht, Liederlichkeit, Frechheit und Arbeitsscheu kam Honegger 1941-1944 in die Arbeitserziehungsanstalt Utikon. Er war sich keiner Schuld bewusst – aber er wurde wieder nicht angehört. Honegger erzählt auch hier von Missbrauch, von Fluchtversuchen, von der Arbeit im Stall, von der brutalen internen Hierarchie der Zöglinge, von fehlender medizinischer Betreuung.



Pestalozziweg, links der abgebrochene Bauernhof Haller.

Vor der Entlassung begann er zu schreiben, ein Feststück zum 1. August, über die Gründung der Eidgenossenschaft; es hiess „Freiheit“. Ein Anstaltsbeamter verfolgte und diffamierte ihn noch 30 Jahre später, als er längst verheiratet war und als Journalist mit seiner Familie in Bülach lebte.

Ein schwerer Weg – aber von Erfolg gekrönt

Aber Arthur machte seinen Weg trotzdem. Er fand Arbeit als Knecht in Tägernau ZH, einem Ort, an den er sich mit Freude erinnert. Es folgte die Train-Rekrutenschule, daraufhin arbeitete er als Ausläufer, Knecht, Mineur und Kellner. Er war Fabrik- und Bauarbeiter, Melker und Parteisekretär der SP Thurgau. Von 1962 bis 1969 war er als Redaktor beim Blick angestellt. Honegger berichtete u.a. vom Sechstagekrieg 1967 aus Israel, aus den USA und der DDR, führte Interviews mit grossen Persönlichkeiten seiner Zeit – z.B. Willy Brandt, Moshe Dayan und Ludwig Erhardt.

1974 erschien sein Buch „Die Fertigmacher“, in dem er seine schwierige und fast unglaubliche Jugend be-

schrieb und damit zugleich ein System anklagte, das ihn sein ganzes Leben lang verfolgte. Freunde machte er sich damit keine, schon gar nicht in Schlieren – aber er trug damit wesentlich zur öffentlichen Diskussion um Heimwesen und Verdingkinder bei. Ab 1976 erschienen regelmässig Romane von Arthur Honegger, alle mit sozialen Themen, viele heiter, andere sehr ernst. Der Roman „Wenn

sie morgen kommen“ wurde 1981 für das DDR-Fernsehen mit dem Titel „Der ungebetene Gast“ unter der Regie von Peter Wekwerth verfilmt.

2004 – zu seinem 80. Geburtstag – erschien der Dokumentarfilm „Turi“, der sein Leben nachzeichnete. Erwähnt sei auch, dass er von 1991 bis 2000 engagierter Kantonsrat im Kanton St. Gallen war.





Heidi und Arthur Honegger-Vogelbach, 2013.

Er heiratete 1949 seine Heidi Vogelbach. Sie war ihm eine starke Begleiterin Zeit seines Lebens. Von ihr sagte er: „Sie hat mich über den Graben gezogen.“

Bei den Dreharbeiten zum Dokumentarfilm „Turi“ fand die Filmemacherin Lotty Wohlwend 2003 nicht nur seine Mutter Elsa (1906-2001), sondern auch die Wahrheit über das Schicksal der damals noch Minderjährigen und ihres unehelich geborenen Sohnes. Sie hatte ihn nicht freiwillig weggegeben, er war ihr von Amtes wegen genommen worden. Sie hatte auch mehrfach versucht, Kontakt mit ihrem verlorenen Sohn aufzunehmen.

Honegger schrieb darauf der toten Mutter:

„Liebe Mutter

...So haben sie mich immer belogen und betrogen. Sie haben dich und mich belogen und betrogen. Sie haben mir nie gesagt, dass du geheiratet hast und in Lausanne wohntest. Zu mir sagten sie, du seiest in Zürich und in Genf auf den Strich gegangen...“

„Ja, Elsa. Schade, dass wir uns nicht gekannt haben. ... Ich hätte gerne gewusst, von wem ich meine Fröhlichkeit habe, von wem ich die Sehnsucht mitbekommen habe, Schauspieler zu werden. Ich hätte gerne gewusst, warum ich eigentlich doch noch gut zurechtgekommen bin und alle Widrigkeiten schnell vergessen konnte. Warum ich immer das Neue, das Schöne suchte... Darum brauche ich dir nichts zu verzeihen. Es ist alles gut.“

Der erste grosse Schlieremer Baumeister

Jakob Lemp-Wappler, 29. September 1876 bis 2. Dezember 1965

*Dem Burschen blies der Wind ins Haar,
tät fast den Hut verlieren!
Er wanderte das zehnte Jahr,
dann endlich blieb er wo er war
in Schlieren!*

Dieser Spruch zierte den Eingang eines der schönsten Gebäude Schlierens, der „Bergsonne“ am alten Zürichweg 16. Es schildert in aller Kürze die Geschichte von Jakob Lemp, der Schlierens bauliches Gesicht im 20. Jahrhundert prägte.

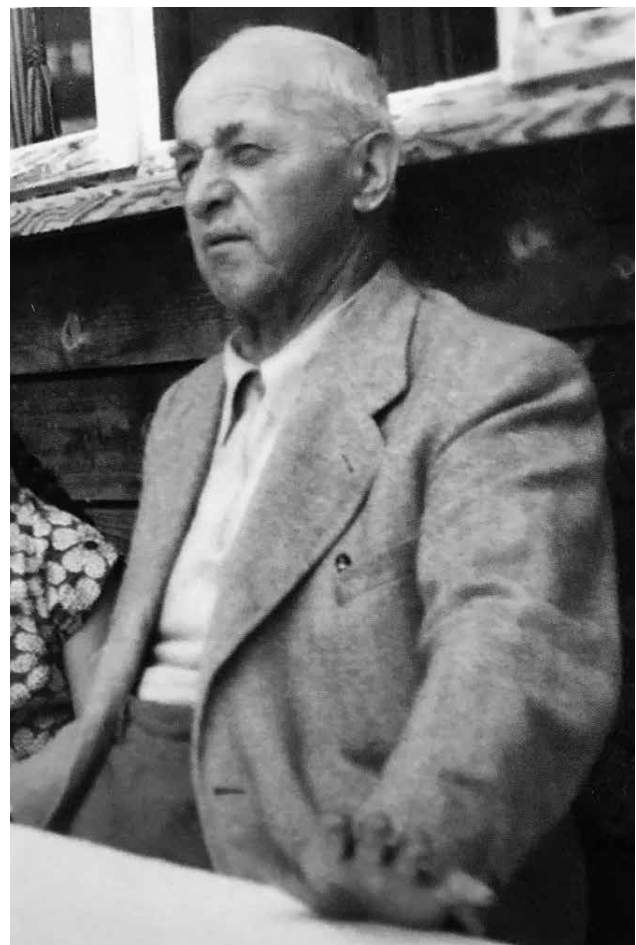
Zimmermann Jakob Lemp von Attiswil BE zog 1906 als Dreissigjähriger nach Schlieren. Zehn Jahre war er als Geselle in seiner schwarzen Zimmermannskluft gewandert, „auf Walz“, wie das Zimmergesellen seit Jahrhun-

derten tun, vor allem in Deutschland. 1904 hatte er in Biel Emma Kunz geheiratet. Für seinen Schulkameraden Gottfried Hermann hatte er im Kessler einen kleinen Hof gebaut, etwa dort, wo heute die SOCAR-Tankstelle steht. Vielleicht hat er in diesem Zusammenhang Bande in Schlieren geknüpft, möglicherweise Land gekauft und ist deshalb im Alter von 30 Jahren ausgerechnet hier sesshaft geworden – wir wissen es nicht. Eines der ersten seiner Werke, gebaut 1911 nach Plänen von Architekt Arnold Huber-Suter aber steht immer noch – das Nähhäusli an der Schulstrasse 19. Damals wie heute dient es der Schlieremer Jugend. (Siehe auch den Beitrag über Caroline Geistlich im Jahrheft 2020.)

Jakob Lemp muss ausserordentlich tüchtig gewesen sein, weit über sein Zimmermannshandwerk hinaus, und in Schlieren wurde er nun offenbar zum richtigen Mann am rechten Ort zur rechten Zeit. „Nur wer mehr leistet, kann sich mehr leisten“, sagte er einmal zu Xaver Isenschmid, dem Zimmermann-Polier seines Sohnes „Schaggi“ Lemp. Das war seine Maxime: Immer weiter, stetig fort, immer mit den hiesigen Handwerksbetrieben zusammen (Maler Steiner, Elektriker Haupt, Sanitär Miller, Architekten Hans Kappeler, Otto Müller u.a.). Man kann sich das wohl als Schlierens dominierende Baugruppe in jener Zeit vorstellen. Lemp war ein Dorfkönig. (Die Baugenossenschaft „Allmend“, heute Allmend AG, wurde übrigens



Sinnspruch beim „Bergsonne“-Eingang.



Jakob Lemp, energiegeladener Patriarch.



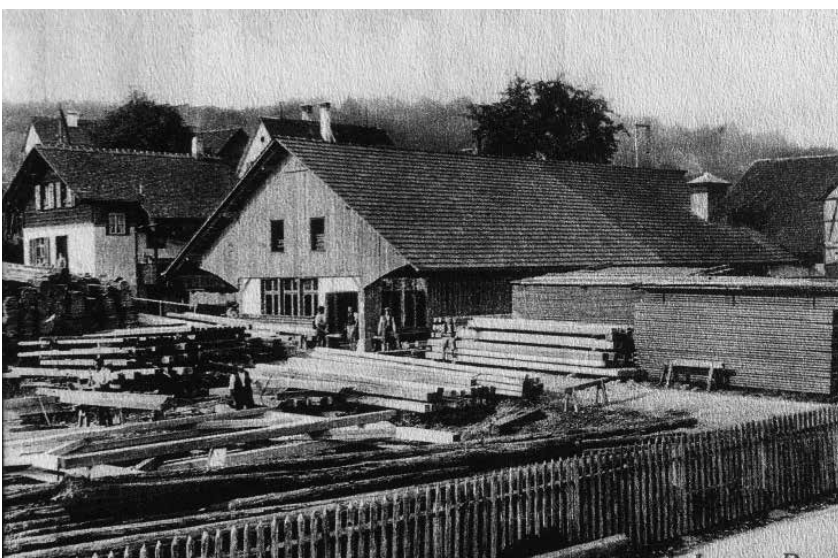
Bauernhaus Rütschi am alten Zürichweg; ihm „verpasste“ Lemp eine typische Berner „Rüdi“.

von genau diesen Handwerkern nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet.)

Der Mann prägte Zeit und Ort: Schlieren hätte damals auch Lempwil heissen können. Ein grosser Teil der Wohnhäuser an der Garten- und Freiestrasse, an der Urdorferstrasse, am Lilienweg, ein Teil der Häuschen am Heimeliweg, aber auch viele an

der Schulstrasse, am Brunnackersteig und im Zentrum stammen von ihm und seinen Söhnen. Auch das Dach der neuen Reformierten Kirche baute er; und das alte katholische Kirchlein überführte er nach Bürglen/TG. Er besass eine Kiesgrube bei der Ruine Schönenwerd, beutete diese aus, füllte sie und überbaute das Areal mit Wohnungen für seine Arbeiter. Er

hatte einen „Riecher“ und erkannte Schlierens Entwicklungsmöglichkeiten im freien Westen. Mutig kaufte er Land oder liess sich solches überschreiben für geleistete Arbeiten. Dabei nützte ihm sein guter Draht zur Kantonalbank. Gemäss seinem Leitspruch „immer voran“ kaufte und verkaufte er Land – immer mit Architekturverpflichtung und ebensolcher für die Baumeister- und Zimmermannsarbeiten. Je nachdem baute er auf eigene Rechnung oder dann im Auftrag von Bauherren – mit eigenen Plänen oder auch nach denen von Architekten (auch Auswärtigen, wie z.B. Bruno Frisch, Müller & Freytag oder Paul Fierz).



Der Werkplatz Lemp um 1950, heute Restaurant Salmen, mit Saal, aufgenommen von Nordosten her. Das Chalet links (Lemp baute es 1920) dient immer noch als Garderobe.

Oft ist Lemp's Handschrift unverkennbar, die Gebäude prägen ihr Quartier und stiften für die Bewohner Identität. Sie sind alle wohl proportioniert, solide, markant und zeitlos; unaufdringlicher bürgerlicher Heimatstil mit Elementen wie Erkern, Dachgauben, Balkonen, Windfängen und einem sorgfältigen Innenausbau. Die allermeisten stehen heute noch und zeugen vom Können ihrer Erbauer.

Als Beispiel für die solide, wohlproportionierte Bauweise Lemp's soll die „Bergsonne“ gelten. Sie ist wohl eines der allerschönsten Häuser Schlierens und steht erst noch an einer einmaligen Lage.

Jakob Lemp baute es für sich; es ist vom Typ her ein Landhaus des frühen 20. Jahrhunderts: Vorwiegend im Heimatstil mit Erker, Walmdach, sorgfältig geschnitzter und bemalter Dachgaube und geschützter Eingangspartie. Der eingangs erwähnte Spruch erinnert an den Weg des Erbauers, eben den eines Wanderburschen. „Die Bergsonne“ ist ein Manifest: „Seht her – das alles habe ich geschafft!“ Ein gemalter Wandergeselle geleitet einen zur Haustür; das Lebensmotto des Erbauers ist an der Wand verewigt:

*Einfach ist der Weg zum Glück
Wagen und Vertragen
Immer voran und nie zurück
Arbeit ohne Zagen*

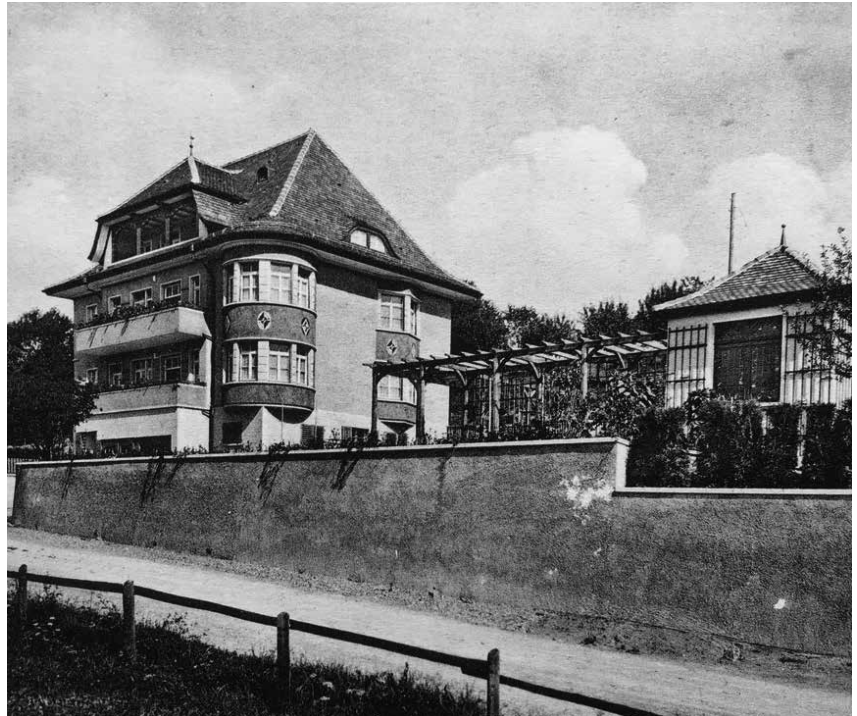
Stolz, Aufteilung und das Ende der Firma

Wie stolz Jakob Lemp auf seine Arbeit und seinen Beruf war, zeigt auch eine Broschüre von 1936, die etwa 30 seiner Werke darstellt – versehen mit einem Gedicht (ob er es selber verfasst hat?):

*Das Wandern ist des Müllers Lust!
Doch ähnlich geht's auch andern...
Ein Zimmermeister spürte just
Den grossen Trieb in seiner Brust
Zu wandern ... zu wandern!*

*Zu überwinden gab es viel
und Häuser, nach modernstem Stil,
Sie trotzen jedem Sturm der Zeit
Durch ihre Bodenständigkeit.*

*Sie ist noch heut Prinzip bei uns
Nach dreissig Jahren regen Tuns,
Half uns zum Blühen und Gedeihn
Die Bodenständigkeit allein!*



Die „Bergsonne“ am alten Zürichweg 16, mit dem Wanderburschen in der Eingangspartie.



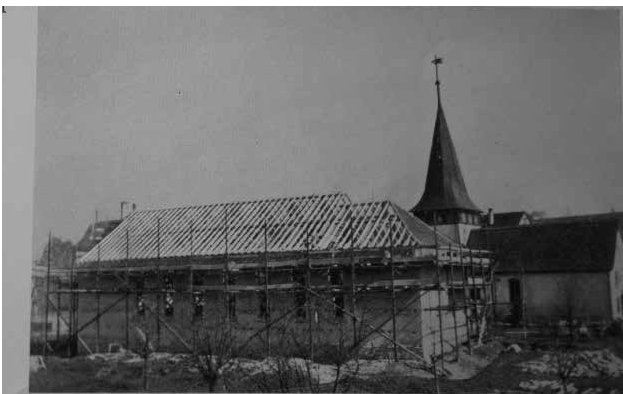
Der dominante und alles beherrschende Patriarch Jakob Lemp hatte zwei Söhne und zwei Töchter. Er teilte um 1955 seine Firma auf und übergab sie seinen Söhnen, ohne aber seinen Einfluss aufzugeben. Jakob Lemp jun. („Schaggi“ genannt) übernahm die Zimmerei, Johannes (Hans) Lemp führte das Baugeschäft. Zimmermann Schaggi musste (im Zusammenhang mit dem Bau des Salmen) seinen Werkhof an den Anfang des alten Zürichwegs, südlich des Tunnels, zügeln. Man spricht noch heute von der „Lemp-Scheune“. Er wohnte nun am Rainweg 4 in einem Haus, das die Lemp-Handschrift

trägt. Baumeister Hans seinerseits zog an den Lilienweg, er hatte Werkplätze und Lager verteilt über ganz Schlieren.

Das Ende der Blütezeit

Vater Lemp verkaufte um die gleiche Zeit sein Werkareal an der Kreuzung Schul-/Uitikonstrasse der damaligen Salmenbräu AG mit Sitz in Rheinfelden/AG; seit 1957 steht dort der Salmen-Komplex mit Saal. Als Garderobe hinter der Bühne dient heute noch das angebaute ehemalige Lemp-Chalet (siehe Bild auf Seite 34 unten links).

Die Brüder führten ihre Firmen getrennt weiter; der Gründer und Patriarch blieb weiterhin tätig. Die Söhne waren vorsichtige, kompetente Berufsleute; so hatte Schaggi das Technikum Winterthur absolviert. Doch ihr Wesen war ein anderes. Mag sein, dass das dem Gründer nicht nur Freude gemacht hat. Nach dem Tod seiner ersten Frau (Emma Kunz) heiratete er ein zweites Mal; darüber gibt es verschiedene Berichte. Jedenfalls kam es zu Differenzen: Die Firma hatte ihre Blütezeit hinter sich. Mit dem Tod von Hans und „Schaggi“ erloschen sowohl Baugeschäft als auch Zimmerei in den Jahren vor 1990.



Neubau Kirche Schlieren mit bestehendem Turm



Schulhaus-Neubau Schlieren



Wohn- und Geschäftshäuser der Schweiz. Wagonsfabrik Schlieren



Beispiele für das Wirken Lemp's in Schlieren. Rechts unten der Wagi-Turm, lange das heimliche Wahrzeichen. Er stammt von der Architektin Lux Guyer, erbaut für die SAFFA Bern (Schweiz. Ausstellung für Frauenarbeit) 1928. Lemp demontierte ihn und richtete ihn in Schlieren für die Wagi wieder auf. Gedacht als Versuchsturm für Aufzugsanlagen war er lange Zeit das höchste Gebäude im Dorf; gesprengt wurde er 1985.

Für alle einfach „euse Stapi“

Heinrich Meier-Buchli, 27. Juli 1927 bis 13. Januar 2015

Ein Bauernbub erlebt den Übergang vom überschaubaren Dorf zur Industriegemeinde bis hin zur Dienstleistungsstadt.

Wer über Heiri Meier (wie ihn alle nannten) berichtet, erzählt über Jahrzehnte, die Schlieren prägten und in denen der Kern unserer heutigen Stadt angelegt wurde. Fast wichtiger erscheint aber das Bild eines Menschen, einer Persönlichkeit, die weit über Partei oder Amt hinaus prägend wirkte. Der Name „Stapi“ war für ihn ein Ehrentitel.

Eine der alten Familien: Meier

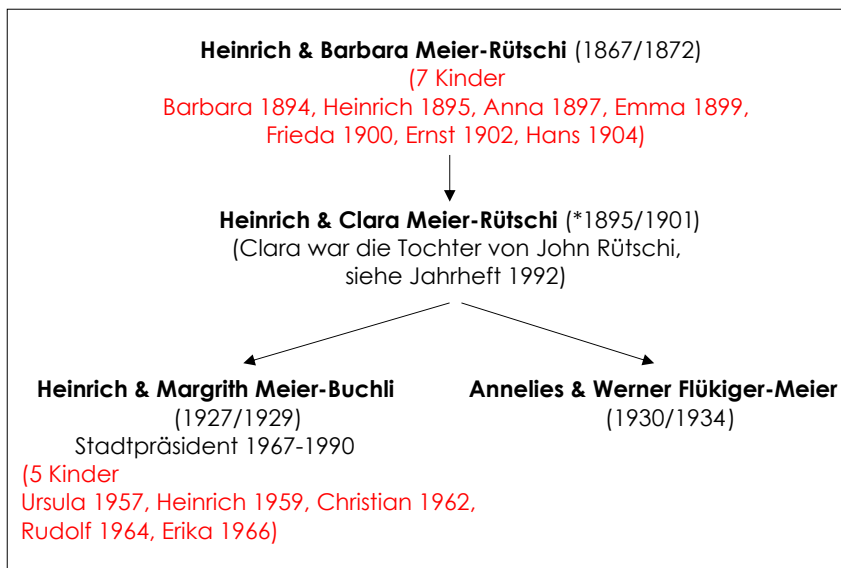
Manchmal muss man fast ein bisschen schmunzeln. Als „unser“ Heiri geboren wurde, hätte es einem scheinen können, dass in Schlierens kleiner Welt alle mit allen irgendwie verwandt waren. Die alteingesessenen Familien Rüttschi, Weidmann, Hug, Bräm, Lips, Wetter u.a. tauchten immer wieder auf. Ihre Mitglieder trafen sich in allen Ämtern wieder, heirateten untereinander und werden alle Dorfgeschichten bis zurück zur Arche Noah geteilt und gekannt haben. Die gleichen Namen fallen immer wieder auf; darum der Übersicht halber hier ein Ausschnitt aus der Familienstammtafel „Meier“:



Margrith und Heinrich Meier-Buchli.

Die Familie Meier führte seit Generationen ihren Hof an der Badenerstrasse 19. Der Grossvater unseres „Stapis“ (eben auch ein Heinrich Meier-Rüttschi, *1867) führte, wie das damals üblich war, ein strenges, aber gütiges Regiment. Er hatte viele Ämter inne: Er amtierte Jahrzehnte als Friedhofvorstand und Zivilstandsbeamter, und

er war Gemeinderat (Exekutive) von 1895 bis 1913. Sein Sohn übernahm den Hof erst 1943, nach dem Tod des Vaters. Nach der früheren Gesetzgebung gab der „Alte“ das Heft dem Jüngeren erst in die Hand, wenn es nicht mehr anders ging. Heute gibt's nach der Pensionierung (AHV-Alter) keine Subventionen mehr, die Übergabe erfolgt früher...



So wuchs auch der Vater „unseres“ Stapi (Heinrich Meier-Rüttschi *1895) in die Ortsgeschichte hinein. Er war das zweitälteste von sieben Geschwistern, und auch er hatte Ämter inne: Er war Gemeinderat (Exekutive) von 1934 bis 1946 und Kassier der Viehversicherung. Über Jahrzehnte machte er täglich seine Wetterbeobachtungen und notierte sie, zusammen mit den auf dem Hof ausgeführten Arbeiten, in einer Agenda. Er sah – wohl mit Sorge – wie nach dem Zweiten Weltkrieg eine neue Zeit anbrach. Traditionen gingen verloren, die Bindungen an die heimatliche Gegend wurden schwächer. Die Verstädterung



Das Stammhaus der Familie Meier an der Badenerstrasse 19, ca. 1940.
Im Hintergrund die „Salzscheune“ und das Ortsmuseum.

des Dorfes, die beginnende Hochkonjunktur und die rapide Bevölkerungszunahme waren offenbar unaufhaltsam. Die einsetzende Mechanisierung der Landwirtschaft wird ihm, der so gerne mit Pferden arbeitete, wenig Freude gemacht haben. Zusammen mit Paul Furrer, Paul Heid und anderen gründete Meier 1951 die „Vereinigung für Heimatkunde“, die heute noch aktiv ist. Sie betreibt das Ortsmuseum und hat über Jahrzehnte hinweg die Jahrbücher herausgegeben, von denen Sie eines in den Händen halten.

Ein Bauernbub nimmt intensiv an Zeit- und Lokalgeschichte teil und bildet sich

Heiri Meier-Buchli wuchs mit der jüngeren Schwester Annelies Flükiger-Meier auf. Am Familientisch waren die Ereignisse draussen in der grossen Welt und in der Heimat immer wieder Thema im Alltag des Familienlebens. Sein Grossvater mütterlicherseits, John Rüttschi, hatte einen Teil seines Lebens in Amerika verbracht; das Jahrbuch 1992 erzählt von seinen Erlebnissen. Für den aufgeweckten jungen Heiri war John immer so etwas wie ein Vorbild. Als Bub nahm er Anteil am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und spürte die Bedrohung der Heimat. Er hörte die Nachrichten am Radio, wohl auch die „Weltchronik“ von Jean Rudolf von Salis. Er begeisterte sich für Stimmen, die zum Widerstand aufriefen und erschrak über solche, die zur Anpassung bereit waren. Viele Jahre später erzählte er

noch, dass bestimmte Schlieremer Familien sich 1943 in die Innerschweiz hätten absetzen wollen. Heiri vergass es nie und schilderte es noch 40 Jahre später mit Entsetzen.

Er wollte immer Bauer werden und den Hof übernehmen, etwas anderes wäre niemandem in den Sinn gekommen. Zur Ausbildung ging er 1946 für ein Jahr ins Welschland, auf einen Hof in Crissier sur Renens, und lernte dort nebenbei ausgezeichnet Französisch. Während dieser Zeit erlitt sein Grossvater väterlicherseits einen Hirnschlag. Er wollte seinen Enkel nochmals sehen, und Heiri kehrte dafür kurz zurück. Wenig später starb der Grossvater.

Als stolzer Kavallerist absolvierte Heiri 1947 die Rekrutenschule und besuch-



Die Kinder Annelies und Heiri Meier.

te um die gleiche Zeit zwei Mal die Winterschule im Strickhof (Landwirtschaftliche Schule, heute bei Winterthur). Dort war er ein Spitzenschüler, ehrgeizig und bildungshungrig wie sein Grossvater. Er besuchte Rhetorikkurse und lernte früh, seine Gedanken und seine Haltung verständlich zu formulieren. Noch im fortgeschrittenen Alter machte er seine Notizen – z.B. während Sitzungen oder Gesprächen – in Stenographie. Diese half ihm und zwang ihn, das Wesentliche jeweils kurz und prägnant zu erfassen, wie er später erklärte, als diese Kurzschrift schon längst aus der Mode gekommen war.

Aussiedlung: Der Hof geht an die nächste Generation

Nach dem Krieg war Bauland sehr gesucht, die Baumeister „weibelten“ bei den Bauern um überbaubare Parzellen. Die Versuchungen für die Bauern müssen gross gewesen sein; sie brauchten Geld für die Mechanisierung, und nicht jeder bestand auf Realersatz wie der Vater unseres „Stapi“.

Dennoch: Als Heiri den Hof 1960 in Pacht übernehmen konnte, war ihm klar, dass von der Betriebsgrösse her (6 ha Kulturland und 1,5 ha Wald, zusätzlich Pachtland) eine Existenz in hergebrachter Form mit reiner Milchwirtschaft unmöglich war. Zudem war die Bewirtschaftung der verzeitelten Landflächen vom Zentrum der aufstrebenden Vorortsgemeinde aus umständlich und zeitraubend. Dank einem Landabtausch mit Baumeister Jost konnte die Familie in den „Schürrain“ unterhalb der Station Urdorf aussiedeln. So wurden dort in den 50er-Jahren zunächst eine neue Scheune und ein Stall gebaut und das Vieh umgesiedelt. 1957 war dann das neue Wohnhaus bezugsbereit, zunächst für das junge Paar, dann auch für die Eltern. Der alte Hof an der Badenerstrasse ging an die Stadt. Lange Zeit diente er als Jugendhaus

und brannte 2004 ab, unter ungeklärten Umständen. 1979 übernahm Heiri den „Schürrain“ zu Eigentum.

Der Betrieb war gemischt: Anfänglich hatte Heiri einen schönen Fleckvieh-Zuchtbestand, später stellte er um auf Mutterkuhhaltung. Viel früher schon, ab 1957, wurde auch der Obstbau erweitert; am Schluss pflegte Heiri eine vierstellige Zahl von Obstbäumen. Solange Milchwirtschaft betrieben wurde, konnte Heiri – mit grosser Freude übrigens – Lehrlinge ausbilden.

Zum Betrieb gehörten auch über 100 Legehennen in der Scheune, die ins Ressort der Hausherrin gehörten. Manchmal hauste eine Fuchsfamilie unter der Scheune, die geduldet wurde. Heiri beobachtete die Jungen oft und meinte, beim Logisgeber stehe ein Fuchs nichts...

Er machte 1961 die landwirtschaftliche Meisterprüfung. So wurden die Äpfel vom Schürrain, der Most, die Öpfelschnitzli und Williamsbirnen, nicht zuletzt der Champagner und Öpfelschnaps zu einem beliebten Markenzeichen der Stadt und erfolgreichen Verkaufsschlager am Wochenmarkt. In Erinnerung bleibt vielen der glückliche und fachmännische Obstbauer Heiri Meier bei der Baumpflege auf der Leiter. Unvergessen auch Heiri als Vorsitzender oder Mitglied irgendeiner Kommission, wie er seinen Kollegen und Kolleginnen ein „Chörbli“ Kirschen oder Zwetschgen zu einer Sitzung mitbrachte.

1990 stellte Heiri, wie schon erwähnt, auf Mutterkuhhaltung um, da das Milchkontingent von 50'000 Litern (bei sinkenden Milchpreisen) keine Zukunft mehr versprach. Zudem hatte Sohn Christian die Lehre als Obstbauer gemacht, und so wurde die Obstanbaufläche kontinuierlich erweitert. 1993 übernahm Christian Meier den Hof, und 2018 wurde auf Ackerbau umgestellt.



Heiri beim Öpfelschnitzen mit Urenkeln Elin, Andrin und Flurin.

In Erinnerung bleibt aber auch die Frau an Heiris Seite, Margrith Meier-Buchli. Die beiden hatten 1957 geheiratet und bezogen die neue Heimstätte im Schürrain. Margrith war eine Bündnerin aus Versam und, wie es so schön heisst, eine „stille Schafflerin“. Als gelernte Weissnäherin und Absolventin der Bäuerinnenschule in Wetzikon packte sie überall an, half beim Pflanzen der Bäume und war die tatkräftige Frau bei allen Arbeiten auf dem Hof. „Sie machte still und einfach, dort wo es nötig war“, wie eine Verwandte sagte. Man fragt sich, wie sie das alles schaffte: Einen solchen Hof zu führen mit fünf Kindern, den Tieren, dem Obst- und Ackerbau, dem Gemüsegarten und der politischen Tätigkeit ihres Gatten.

Vielseitig interessiert

Heiri hatte immer einen weiten Horizont und war vielseitig interessiert. Er war in jungen Jahren Mitglied des Turnvereins und nach der Aufgabe der Behördentätigkeit des Männerchors, war natürlich in der Holzkorporation, machte Bergtouren, besuchte SAC-Hütten, spielte diatonische Handorgel, radelte mit seinen Kindern bis nach Paris. Diese Offenheit und Neugier behielt er Zeit seines Lebens. Wer ihm gegenüber sass, spürte das – heute würde man vielleicht das Modewort „Achtsamkeit“ verwenden. Diese Haltung half ihm sicher auf

dem Weg zum allseits anerkannten und respektierten „Stapi“.

Der politische Heiri Meier

Alleine mit Verständnis und Entgegenkommen wird man aber auf der politischen Bühne nicht viel erreichen. Heiri hatte auch eine gehörige Portion Durchsetzungsvermögen und wohl auch Bauernschläue. Als Mitglied der SVP verstand er es, gute Kontakte und Beziehungen zu anderen Parteien und Gruppierungen zu pflegen. Nur so konnte er seinen Weg machen: Vom Gemeinderat (1962) zum wirklich allseits geschätzten Gemeinde- und Stadtpräsidenten (1967-1990). Erwähnt sei auch, dass er von 1982-1990 Präsident des Gemeindepräsidenten-Verbandes des Kantons Zürich war – das spricht für sich selbst.

Es ist nicht das Ziel, hier über alle wichtigen damaligen Geschäfte in der Gemeinde zu berichten. Aus der Gemeinde wurde eine Stadt, Umbrüche überall – und Heiri manchmal zwischen den Fronten. Er übernahm das Amt des Gemeindepräsidenten, wie es damals noch hiess, in einer Zeit, als die Wagi, das Gaswerk, die SIBIR, Geistlich und etwa das Cabaret Rotstift noch das Gesicht Schlierens prägten. „Eine Gmeind (= Gemeindeversammlung) zu präsidieren, ist das schönste Amt in der Schweiz“, sagte er einmal und bedauerte eigentlich,



Heiri mit Urenkelin Elin.

dass 1974 das Parlament eingeführt wurde. So steuerte er das Schifflein „seines“ Dorfes durch die Hochkonjunktur mit ihrer wilden Bau- und Zerstörungswut. Es muss ihm weh getan haben zu sehen, wie all' die alten Bauernhäuser im Zentrum geschleift wurden. Die Verkehrsprobleme auf der Zürcher-/Badenerstrasse versuchte er, zusammen mit dem Gemeinderat, entsprechend dem Zeitgeist und mit Hilfe des Kantons, durch den Ausbau dieses Strassenzuges zu lösen. „Hüt mieched mer's andersch!“, erklärte er mir einmal bei einer Diskussion über die unselige damalige Rennbahn.

Heiri war Realist; er versuchte zu retten, was zu retten war. Eigentlich wollte er immer, dass zwischen Zürich und Schlieren ein Grüngürtel bliebe (etwa im Mülligen-Quartier); das misslang. Er wollte eine einigermaßen verträgliche Überbauung des Schlierenberges; der Kampf für den „freien Schlierenberg“ warf in den 80er-Jahren hohe Wellen in der Bevölkerung. Auch die Landwirtschaft sollte hier oben noch ihren Platz, ihr Reduit haben: Das gelang, auch dank günstiger Umstände.

Am härtesten traf ihn wohl die Schliessung der Wagi 1985. Wer erlebt hat, wie Heiri (ein durch und durch bürgerlicher Mensch) sich in diesen bitteren Tagen auf die Seite der Angestellten begab und wie er sich zusammen mit dem Stadtrat in der offenen Planung für eine Lösung einsetzte, kann nur den Hut ziehen. Ihm brachte sein Einsatz den Vorwurf ein, linker zu sein als ein Sozialdemokrat. Dem begegnete er – mit Verweis auf sein Gewissen – er habe nicht anders handeln können. „Wir strebten nicht hohe Steuereinnahmen, sondern handwerkliche Arbeitsplätze mit anständigen Löhnen an. Wir wollten wie zu Zeiten der „Wagi“ wieder Betriebe, die auch Lehrlinge ausbilden.“

Der Verfasser dieses Berichtes hatte die Ehre, ihn persönlich zu kennen und mit ihm einige Sträusse auszufechten. Es ging wohl vielen Menschen so: Man musste mit ihm nicht einverstanden sein – er akzeptierte andere Meinungen ehrlich, forderte aber Respekt. („Dänked Si dra – mir sind immerhin vom Volk gwählt worden!“) Und er hatte eine Grösse, die nicht viele Politiker haben: Er konn-

te Fehler eingestehen und sich sogar entschuldigen.

Der Ortshistoriker

Diese Erinnerung an seine Wesenszüge führt uns zur Ortsgeschichte. Heiri war natürlich ein wandelndes Archiv und eine reiche Quelle an kleinen und grossen Geschichten. Trotz der gewiss massiven Belastung durch die Ämter war Heiri im Alltag leicht zu erreichen; er liess sich von der Gegenwart nicht erdrücken. Der kurzfristige Blick bis zum Tellerrand war nicht sein Ding. Er fand Zeit, um seine Gedanken und Erinnerungen zu notieren. Das, was er wusste, und das, was in den Archiven zu finden war, legte er nieder in vier der besten Jahrbücher, die es über unsere Stadt gibt. Er verstand es auch hier, einen komplexen Sachverhalt verständlich darzustellen. Auch dank dieser Berichte eines Zeitzeugen können wir den Weg unserer Stadt im letzten Jahrhundert präzise verfolgen:

Jahrbuch 1992: „Ein Schlieremer erlebt Amerika“ (Hier als Mentor; Verfasser war Pfr. K. Scheitlin, nach den Aufzeichnungen von J. Rüttschi)

Jahrbuch 1993: „Aus der Geschichte der Gemeinde Schlieren zwischen 1914 und 1939“

Jahrbuch 1998: „Schlieren während des Zweiten Weltkrieges“

Jahrbuch 2006: „Schlieren in den ersten Nachkriegs-Jahrzehnten“

Jahrbuch 2008: „Schlieren zwischen 1960 und 1990“

Und nochmals erscheint in diesem Zusammenhang die weitsichtige und grossherzige Seite Heiris. In der vorerwähnten Vereinigung für Heimatkunde hatten sich im Laufe der 70er- und 80er-Jahre Streitigkeiten ergeben. Der Verein drohte zu zerfallen. Heiri Meier – angefragt von einem seiner „Gegner“, Paul Furrer – zeigte Grösse, übernahm der Sache zuliebe das Präsidium und führte den Verein in ruhige Gewässer.

„Du strahlsch alli a!“

Elisabeth Müggler, 21. September 1940

Unschätzbare Hilfe und Begleitung, tatkräftiger Beistand – ein guter Geist im Hintergrund.

Elisabeth Müggler wurde 2011 zur Limmattalerin des Jahres gewählt – nicht von ungefähr. Wenn in Schlieren das Gespräch auf Sr. Elisabeth kommt, erscheint ein Lächeln in der Runde, und die Augen leuchten. „Wenn es Sr. Elisabeth nicht gäbe, müsste man sie erfinden!“ – diese Aussage eines Schützlings bringt es auf den Punkt. Alle kennen sie – sie ist so etwas wie die gute Seele unserer Stadt. Wo auch immer sie unterwegs ist, wird sie in ihrer schlichten Ordenskleidung erkannt; die Menschen bleiben stehen, wechseln ein paar freundliche Worte mit ihr. Sr. Elisabeth kennt sie alle mit ihren Freuden und Sorgen. Ein herzlicher Gruss, ein Lachen gehört allen, sei es bei einer zufälligen Begegnung auf der Strasse oder bei einem Anlass. Was ihre Mama ihr schon als Kind sagte, gilt immer noch: „Du strahlsch alli a!“ Wenige aber wissen, welchem spannenden und kurvenreichen Weg sie in ihrem Leben folgt.

Elisabeth wuchs mit einer Schwester und einem Bruder in Flawil auf und erinnert sich gerne an ihre Jugendzeit. Der Vater war Gerichtsschreiber, die Mutter Damenschneiderin. Wie auch andernorts in der Ostschweiz befanden sich im Untergeschoss des Elternhauses früher Stickmaschinen, die Mutter machte daraus ein Atelier. Später zogen die Eltern nach Pfäffikon/ZH.

Ein Seitenblick auf die Geschichte der Krankenpflege

Verlassen wir kurz den Lebensweg von Sr. Elisabeth. Die Pflege von Kranken stand bis in die Neuzeit hinein in christlicher Tradition, in Zürich z.B. mit den reformierten Diakonissenhäusern Bethanien und Neumünster und den „freien Krankenschwestern“ des Roten Kreuzes sowie der Pflege-



Porträt
Sr. Elisabeth.

rinnenschule. Zu diesen Bildungsstätten gesellte sich ab 1952 auf katholischer Seite das Theodosianum.

Am Theodosianum arbeiteten Klosterfrauen aus dem Kloster Ingenbohl/SZ. Dessen Gründung geht auf Kapuzinerpater Theodosius Florentini (1808-1865) zurück. Er war rastlos tätig, erkannte die allgemeine soziale Not und die mangelnden Pflegekenntnisse in den damaligen Spitälern. Diese wandelten sich: Aus Versorgungsanstalten für sozial Schwache wurden im 19. Jahrhundert Kliniken mit Patienten, die eine spezifische Pflege und Betreuung benötigten. Aber es herrschte Mangel an geschultem Pflegepersonal. Florentini galt im Aargau als „Aufwiegler“, gründete (erfolglos) industrielle Unternehmungen nach dem auf dem Frankfurter Katholikentag von 1863 entwickelten Motto: „Macht die Fabriken zu Klöstern“. Daneben aber widmete er sich der Bildungsnot im Schulwesen und regte die Gründung einer Frauengemeinschaft an, die sich besonders um die Mädchen- und Töchterausbildung kümmerte.

Aus einer solchen Frauengemeinschaft war 1856 das Kloster Ingenbohl entstanden. Die Ingenbohler Schwestern absolvierten bereits seit 1861 eine strenge Pflege-Ausbildung mit Abschluss; ihre Schule gehörte denn auch 1904 zu den ersten, die das vom Bund beauftragte Rote Kreuz anerkannte.

Der segensreiche Einsatz zweier Schwestern aus Ingenbohl in der Zürcher Typhus-Epidemie 1884 hatte den Weg zur Gründung eines katholischen Spitals in Zürich geebnet: 1898 wurde eben das „Theodosianum“ eröffnet, benannt nach dem erwähnten Pater. Der Nachwuchsmangel an Klosterfrauen nach dem Zweiten Weltkrieg führte den Generalrat der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz dann dazu, am Theodosianum eine Schule für „freie“ Schwestern zu eröffnen. Hoch geachtet bot sie Ausbildungen an, von 1952 bis zur Schließung des Spitals im Jahr 1970.

Von der ausgebildeten Fachfrau...

Zurück zu Elisabeth Müggler. Sie absolvierte also von 1960-1963 die Ausbildung zur Krankenschwester am Theodosianum und lernte dabei auch drei Fremdsprachen.

Die junge Frau spürte nach der Ausbildung, dass ihr Weg ins Kloster führte, obwohl ihre Eltern „nicht speziell fromm waren“, wie sie sagt. Irgendwie gefielen ihr sowohl das Leben in der Gemeinschaft wie auch Zeit zu haben für das Gebet, die Beziehung mit Gott. Ursprünglich dachte sie an den kontemplativen Orden der Zisterzienser – aber ihr geliebter Vater riet ihr davon ab, wohl in weisem Wissen um die Begabungen und Grenzen seiner Tochter. Er warnte sie auch: Du befolgst drei Gelübde – Armut, Jungfräulichkeit und Gehorsam. Und genau das Dritte wird dich plagen! So trat sie, als ausgebildete Krankenschwester (wie man damals noch sagte) 1963 ins Kloster Ingenbohl ein, genauer in die Kongregation der barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz. Die Klosterfrauen sind Franziskanerinnen, sehr weltoffen und sehen ihre Aufgabe im Sinne Franziskus' auch als praktisch Tätige „draussen“. Teile der Kongregation arbeiteten auswärts. Man übernahm z.B. Apostolate (Aufträge) in der öffentlichen Schule, u.a. im Kindergarten oder auch Lehraufträge an Gymnasien. Heute sind in der Schweiz noch etwa 40 Schwestern tätig in der Altersseelsorge der Pfarreien, der Begleitung Schwerkranker und Sterbender sowie der Freiwilligenarbeit.

... zur Klosterfrau in Ingenbohl

Wer ins Kloster eintritt, wird zuerst Kandidatin. Elisabeth wurde für diese Zeit von der Oberin nach London geschickt, in die dortige Niederlassung. Sie blieb etwa ein Jahr und hätte diesen Aufenthalt gerne verlängert. Die Ausbildung zum FCE (First Certificate of Proficiency) und der Master winkten – allein das Kloster erlaubte das nicht; sie brauche das nicht als Krankenschwester. Jaja, der Gehorsam... Die folgende Zeit des Noviziats durchlebte sie in Ingenbohl; es ist eine strenge, geschlossene Ordensschule. Am Ende des Noviziats steht ein ge-

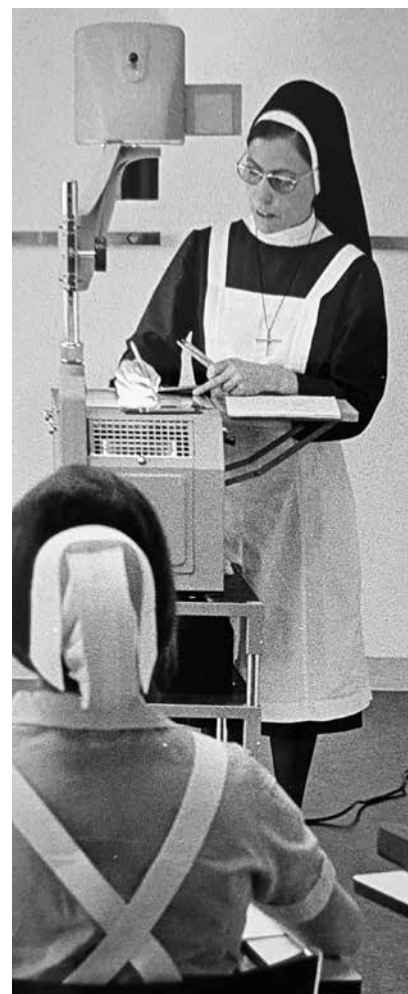
schlossener Brief, der einem erklärt, wohin man gehen muss – ohne Widerrede. Ihr Auftrag hiess zunächst St. Clara-Spital in Basel, dann St. Gallen. Elisabeth merkt hier an, dass diese Schwestern damals natürlich auch günstige Mitarbeiterinnen für die Spitäler waren.

Es folgte die klösterliche Anweisung, die Berufsschullehrer-Ausbildung zu absolvieren. Elisabeth kam nach Zürich, bestand die Aufnahmeprüfung an der Kaderschule des Schweizerischen Roten Kreuzes und machte diese einjährige Ausbildung (zusammen mit Schwestern anderer Orden und auch „Freien“). Darauf hatte sie gleich eine neue Klasse in der Krankenpflegeschule des Theodosianums Zürich zu übernehmen.

Theodosianum: Vom Klusplatz ans Spital Limmattal

1967 entschlossen sich die Ordensoberen aus finanziellen Gründen und weil der klösterliche Nachwuchs immer mehr ausblieb, die Liegenschaft an der Asylstrasse an die Stadt Zürich zu verkaufen. Unter der Ägide von Stadträtin Emilie Lieberherr wurde 1973 das Alterszentrum Klus Park eingerichtet. Nun trafen sich mehrere Wege. Die kantonale Gesundheitsdirektion liess die eigentlich gewünschte Neugründung einer Pflegeschule am neuen Spital Limmattal nicht zu – im Raum Zürich seien genügend solche Ausbildungsstätten vorhanden. Gleichzeitig stellte sich die Frage, was nun mit der dortigen, renommierten Krankenpflegeschule, dem „Theo“ geschehen würde? Der Verwaltungsdirektor des damals im Bau befindlichen Limmattalospitals, Paul Stiefel, machte die Anregung, ob die Schule nicht an dieses neue Spital Limmattal umziehen wolle?

Im März 1970 zügelte die Schule nach Schlieren, skeptisch beguckt von der Bevölkerung, wie es im Schliere-



Sr. Elisabeth als Dozentin am Limmi.

mer Jahrheft 2007 hiess. Anfänglich gehörten ihr 200, später bis zu 300 Schülerinnen an. Der Auszug aus dem alten „Theo“ fiel den Klosterfrauen nicht leicht. Sr. Elisabeth erinnert sich: „Ich ging am Abend vorher nochmals durch den wunderschönen Park mit den fast 100-jährigen Bäumen und liess die Atmosphäre auf mich wirken. Der Jugendstilbau, die Kapelle, das kleine Schulgebäude – der Abschied schmerzte, das „Theo“ war uns allen ans Herz gewachsen. Irgendwie verliessen wir Heimatboden. Doch als 30-Jährige hat man auch Lust, Neues anzupacken: Ein wunderschönes, grosszügiges Schulhaus mit Internat, die Möglichkeit, die Schule endlich zu vergrössern, an einem neuen Spital tätig sein zu dürfen. Die ganze Schweiz sprach ja damals vom modernen „Limmi“. Vier Schwestern der Schule (die Leiterin Sr. Fabiola und drei Lehrerinnen) machten den Umzug mit; die Pflegedienstleiterin (Sr. Kasimira) war schon seit 1968 hier,

und von verschiedenen Häusern des Klosters kamen weitere 17 diplomier- te Krankenschwestern. Dazu kamen noch etwa 50 freie diplomierte Theo- Schwestern.

1984 löste Sr. Elisabeth die bisheri- ge Leiterin ab und führte die Schule durch die gesellschaftlichen Verän- derungen der 1980er- und die wirt- schaftliche Rezession der 1990er- Jahre. Die Anrede „Schwester“ und das Tragen der Tracht wurden von den neuen Schülerinnengenerationen immer weniger geschätzt. Als „Schule für Gesundheits- und Krankenpflege am Spital Limmattal“ blieb das Theo- dosianum ab 1992 weiterhin am Puls der Zeit. Es setzte voll auf das Kon- zept der Bezugspflege und öffnete sich auch der Verwissenschaftlichung der Pflege. Neu wurde ein Schwer- punkt Gerontologie gesetzt, um der zunehmenden Alterung unserer Ge- sellschaft Rechnung zu tragen. Sr. Elisabeth unterrichtete als Lehrerin in Pflege, Pflegewissenschaft, spezieller Ethik, Geschichte der Krankenpflege und später in Pädagogik, Führung und Management.

Der Umbruch im 21. Jahrhundert

Genauer zur pflegerischen Ausbil- dung und zur langjährigen, hochge- schätzten Arbeit der Ordensschwes- tern findet sich im Jahrheft 2018 über das Spital Limmattal. Das 21. Jahrhun- dert begann für die Gesundheitsberufe mit einem grossen Umbruch in der Berufsbildung. Es brachte eine Akademisierung der Ausbildung. Statt des Schweizerischen Roten Kreuzes und den Gesundheitsdirektionen der Kantone waren neu der Bund und die Bildungsdirektionen der Kantone für die Ausbildung zuständig. In Anglei- chung an die anderen Berufe wurde eine dreijährige Lehre geschaffen, die mit 16 Jahren begonnen werden kann und zum Eidgenössischen Fä- higkeitszeugnis als Fachangestellte/r Gesundheit (FAGE) führt.



In der Kinderabteilung im 14. Stock, 1971.

Diese und die höhere Fachausbildung war in unserem Kanton seit 2005 nur noch an zwei neu geschaffenen Bil- dungszentren in Zürich (Careum) und Winterthur (ZHAW, Zürcher Hochschu- le für Angewandte Wissenschaften) möglich. Die neun öffentlichen und 16 privaten Schulen für Gesundheits- und Krankenpflege im Kanton muss- ten ihre Tore schliessen. Die Traditi- onen der einzelnen Schulen werden damit künftig nur noch in den Köpfen und Herzen ihrer Absolventinnen und Absolventen präsent sein.

Diese Entwicklung beobachtet Sr. Eli- sabeth mit gemischten Gefühlen. Sie war schon immer für eine tertiäre Ausbildung, hätte es aber lieber gese- hen, wenn nebst dem akademischen Weg auch die Diplomausbildung wei- ter bestanden hätte. „Der neue Bil- dungsweg bringt zwar fachlich sehr kompetente Pflegefachpersonen her- vor. Doch der menschliche und pfle- gepraktische Aspekt der Ausbildung rückt leider oft in den Hintergrund.“

Pensionierung – neue Aufgaben

Sr. Elisabeth, wie sie weiterhin ge- nannt wird, wurde im September 2003 pensioniert. Sie wohnte seit dem Umzug des Theodosianums 1970 in Schlieren. Seit 2006 ist ihr Heim an der Sägestrasse, wo sie zu- sammen mit einer Kollegin lebt, die durch ein tragisches Schicksal auf Unterstützung im Alltag angewiesen ist.

Es gab bis dahin keinerlei Altersseel- sorge, und Pater Leo Müller, der da- malige Pfarrer im Seelsorgeraum Dietikon-Schlieren, fragte in Ingenbohl persönlich an, ob es denkbar wäre, dass Sr. Elisabeth, die ja hier verwur- zelt sei, als Altersseelsorgerin arbeiten könnte. Sie hatte sich schon vorher für Altersfragen interessiert und eine dreijährige Alterswissenschafts-Ausbil- dung (Höhere Schule für Angewandte Gerontologie in Zürich), eine berufsbe- gleitende Organisationsberater-Ausbil- dung (bei Prof. F. Glasl in Salzburg) und den Theologiekurs für Laien TKL in Zü- rich absolviert. Das Kloster sagte zu – bevor sie selbst davon wusste, wie sie schmunzelnd anfügt. Seitdem wirkte sie an der Front, war in der Kirchen- pflege und im Pfarreirat. Mit 70 wurde sie in Schlieren von den neuen Ämtern pensioniert, arbeitete jedoch teilzeit- lich bis Mitte 2020 weiter als Alters- seelsorgerin in der Katholischen Pfar- rei in Urdorf. Innerhalb der kirchlichen Aufgaben lag ihr die ökumenische Zu- sammenarbeit sehr am Herzen.

Hier muss man ergänzen, dass sich die Franziskanerinnen als einen kari- tativen Orden verstehen. Von daher ist es nicht absolut aussergewöhn- lich, dass Sr. Elisabeth „draussen“ tätig ist. Wenn sie manchmal das Gemeinschaftsleben vermisst, nimmt sie eben die Schlieremer und Schlie- remerinnen als ihre Gemeinschaft. Sie spürt auch viel Anerkennung durch die Menschen und von Seiten

der Stadt. Später, wenn sie hier keine freiwillige Arbeit mehr hat, wird sie wieder ins Kloster zurückkehren.

Erfülltes Leben

Wo immer man sie heute auch sieht: Sr. Elisabeth ist nirgends mehr fest angestellt, sie macht Freiwilligenarbeit. „Ich gebe viel, bekomme aber auch viel zurück. Ich werde nicht ärmer!“, sagt sie. Ganz gemäss dem Selbstverständnis der Franziskanerinnen bleibt Elisabeth tätig. Sie betreut Ältere und Alleinstehende, lädt auch Menschen zur Weihnachtszeit zu sich nach Hause ein, die sonst einsam wären. Sie hilft und entlastet Ehepaare und ist immer noch tragende Säule im Verein WABE (Wachen und Begleiten Kranker und Sterbender). Das ist eine öffentlich-rechtliche Organisation, die sie 2003 mitbegründet hat, dem heute über 400 Mitglieder angehören. Finanziert wird der Verein durch Mitgliederbeiträge, vor allem aber über Spenden und Legate. Mehr als 30 Begleiterinnen und Begleiter leisten einen sehr persönlichen Dienst, abseits der Öffentlichkeit: Angehörige, die im Laufe des Jahres einen nahestehenden Menschen verloren haben, erhalten zur Adventszeit eine Karte und werden besucht – ein grosses Bedürfnis. Die Einsamkeit im Alter ist ein leidvolles Thema, vereinzelte Anlässe reichen nicht, es braucht regelmässigen Kontakt. Ein grosser Teil der Arbeit bezieht sich heute auch auf die Begleitung von Menschen mit Demenz. Der Kontakt entsteht durch Angehörige, den Hausarzt oder die Spitex/Palliaviva.

Sr. Elisabeth führt mit ihrer einfühlsamen Art auch durch Abdankungen. Sie begleitet Menschen auf ihrer letzten Wegstrecke und sagt, dass die Sterbephase eine heilige Zeit ist, ein Geheimnis.

„Du strahlsch alli Mänsche a!“, sagte seinerzeit ihre Mutter, und dieses Lächeln begleitet sie und ihre Umwelt



Beispiel für die Kunst-Stickarbeit.

cheln begleitet sie und ihre Umwelt auch heute. Man spürt: Diese Begegnung mit den Menschen, das Unterdemen-Menschen-sein bereiten ihr am meisten Freude. Elisabeth geht auf alle zu, es wird gelacht und gesungen, lustige und fröhliche Momente wechseln ab mit stillen. Immer ist der Respekt gegenüber dem Mitmenschen zu spüren. Sie weiss, wie sie einen dementen Menschen „nehmen“ kann, fordert vielleicht einen stillen Gast zu einem Tänzchen auf, lenkt eine unruhige Seele ab und holt sie zurück in die Gruppe zum Basteln. Und wie war jetzt das mit dem Gehorsam? Elisabeth ist offen, auch hier. Ihr Vater bekam recht: „Ja, das war schwer... und es gab Situationen, wo ich haderte und weinte. Aber es war mein Weg.“ Zweifel, ja die gab es, auch Stunden des Ringens und Krisen.

Als sie mir erzählte, ihr Hobby sei „Klosterarbeit“, konnte ich mir nichts darunter vorstellen. Das ist ein Kunsthandwerk, gelernt in Österreich, eine kontemplative, meditative Arbeit, eine „Nifelibüetz“. Man stickt mit Bouillon-Faden (gedrehter Gold- oder Silberfaden) und fasst Reliquien ein

oder schmückt Bilder. Daneben ist Lesen eine ihrer Leidenschaften, vor allem Gedichte; aber auch Meditieren und Musik hören – möglichst in einer sonst stillen Umgebung.

Der Blick hinaus in die Welt

Sr. Elisabeth, wen wundert's, ist eine unabhängige, aufmerksame, kritische Zeitgenossin. Sie findet die Situation in ihrer katholischen Kirche „eine Katastrophe“: Da ist zum ersten die Diskriminierung der Frau – sie kann ja nicht einmal ein Diakoniat (ein geistliches Amt in der Kirche) übernehmen! Sie ärgert sich über das Zölibat (Ehelosigkeit der Priester), die Vertuschung von Missbrauch auf allen Ebenen, die Machtspiele in Rom. Sie verweist auf die Orthodoxe Kirche, wo manches schon längst eingeführt ist. „Es wird sicher einmal ändern, aber das wird ich nümm erlabe!“

Doch trotz all dieser Tatsachen sind ihre persönliche Beziehung zu Gott und ihre innere Verwurzelung die tragenden Säulen ihres Lebens. Die von innen kommende Freude strahlt weiter...

Ein katholischer Wirbelwind

Maria Teresa Tauscher, 19. Juni 1855 bis 20. September 1938

Wenn wir den Lebensweg von Maria Tauscher verfolgen, tauchen wir ein in die Welt der vorletzten Jahrhundertwende.

Sie war geprägt von neuen technischen Errungenschaften, von Umbrüchen, vom Glauben an den Aufbruch in eine neue Zeit. Es tobte aber auch ein religiöser Kampf: Der Sonderbundskrieg (1847) war noch im Gedächtnis, die Liberalen und Konservativen rangen in der Schweiz um die Vormacht. Die Katholiken ihrerseits spalteten sich nach dem 1. Vatikanischen Konzil 1870 auf in die römische und christkatholische Kirche. Die Bundesverfassung 1848 brachte ein Jesuitenverbot; die neue Verfassung 1874 schloss die Neugründung von Klöstern aus.

Für Frauen gab es im 19. Jahrhundert nicht viele Möglichkeiten, ihre Stärken zu zeigen – die meisten bürgerlichen Berufsfelder blieben ihnen verschlossen. Sie hatten zu heiraten, wenn nicht, wählten sie soziale Berufe und wurden Krankenschwester oder Lehrerin. Den Zugang zur Universität erreichten sie in Deutschland erst um 1890; die Schweiz war für einmal vorangegangen (Universität Zürich, 1864).

Bruch mit dem Elternhaus

Maria Tauscher muss eine ausserordentlich energische, gewinnende, selbständige und durchsetzungsfähige Frau gewesen sein. Sie wurde in Sandow (Preussen, heute Polen) in eine evangelische Pfarrersfamilie geboren. Sie pflegte – durchaus zum Befremden ihres Vaters – schon früh eine grosse Marienverehrung.

Als Fünfjährige träumte sie von Jesus, der von Kindern umringt war. Als ihr Vater 1865 in Berlin ein hohes kirchliches Amt übernahm, kam sie in ein von Herrnhutern (eine fromme, pietistische Bewegung) geführtes Pen-



Maria Teresa Tauscher: Unbeirrbar, wenn es um ihre Ziele ging.

sionat. Nach dem Tod ihrer Mutter betreute sie den Vater, ab 1885 führte sie in Köln eine Anstalt für Geistesranke. 1888 konvertierte sie zum Katholizismus und es kam zum Bruch mit dem Elternhaus; auch verlor sie ihren Posten in Köln.

Bescheidenes erstes Josefsheim

Sie arbeitete als bescheidene Putzhilfe in einem Kloster und gründete mit dem verdienten Geld 1891 ein erstes Josefsheim im Prenzlauer Berg mit drei Waisenkindern. Es wuchs und besteht noch heute! Bald waren mehr als 100 Kinder zu betreuen, und Maria, welche sich nun Maria Teresa vom heiligen Josef nannte, scharte gleichgesinnte Frauen um sich. Diese lebten nach der Ordensregel des „Ordens vom Berg Karmel“. Die Institution und die „Powerfrau“ waren selbst in der katholischen Kirche heftig umstritten und wurden angefeindet, aber Maria

setzte sich gegen alle Widerstände durch.

1904 wurde – nach grossen Wirren – das Mutterhaus der klosterähnlichen Gemeinschaft in die Nähe von Rom verlegt, und Papst Pius X. erteilte die kirchliche Anerkennung.

Mutter Maria Teresa verfolgte ihre Mission unbeirrt weiter, reiste unermüdlich, schrieb eifrig Bettelbriefe und gründete in ganz Europa und Amerika neue Josefsheime. Sie stiess viele Jahre mit ihrem hartnäckigen, unermüdlichen Streben auch bei den eigenen Leuten immer wieder an, besonders bei der höheren Geistlichkeit.

Aber bei ihrem Tod umfasste die Ordensgemeinschaft der Karmelittinnen 58 Klöster mit über 1000 Nonnen! Im Jahre 2006 wurde die Gründerin selig gesprochen.

Eine fast unglaubliche Geschichte

Wenn man ihrer Autobiographie glauben will, hat sich im Frühjahr 1902 in Schlieren eine wundersame Geschichte ereignet. Maria war auf dem Weg von Rom nach Zürich, der Stadt „von deren Glaubenslosigkeit ich von Jugend auf so viel gehört hatte“, in welcher sie ein Kloster stiften wollte.

Ein gewisser Dr. Pestalozzi, Arzt, hatte Unterstützung zugesagt – er war aber nicht aufzufinden. Sie traf zufällig den katholischen Pfarrer Gubser aus Altstetten, welcher für die Katholiken weiterer 13 Orte (u.a. auch Schlieren) zuständig war. Es gab ja damals keine Kirchensteuer, und als Pfarrer in der Diaspora musste er dauernd Geld auftreiben, z.B. mit einer Kollekte zur Tilgung der Schuld auf der eben erbauten Heilig-Kreuz-Kirche. Übrigens: Derselbe Pfarrer Gubser kaufte im Jahr 1906 für 2000 Franken den Bauplatz für das spätere St. Josefs-Kirchlein am Dammweg! Er versprach, sich beim Bischof in Chur persönlich für die Approbation (kirchliche Erlaubnis) zur Klostergründung zu verwenden. Aber der reagierte gegenüber der frommen Bittstellerin sehr nüchtern und verwies (richtigerweise) auf das entsprechende Verbot in der Bundesverfassung.



Kinder und zwei Schwestern als Betreuerinnen auf der Spielwiese hinter dem Josefsheim; ca. 1905.

Ein wundersamer Spaziergang

Maria Tauscher blieb hartnäckig, wich aus und versuchte, in Altstetten einfach ein „Kinderheim“ zu eröffnen. Nun galt es, ein grösseres Haus mit passenden Räumen zu finden. Lassen wir nun Frau Tauscher sprechen:

An einem Vormittag ... hörte ich klar und deutlich, für meine Gefährtinnen jedoch unhörbar, die Worte: „Geh nach Schlieren!“ Im Augenblick war ich überzeugt, dass dies ein Auftrag Gottes sei.

Niemand von uns kannte den Ort. (...) Bald trafen wir ein Mädchen oder eine Frau, die uns bestimmt versicherte, dass dies der richtige Weg nach Schlieren sei, wir sollten nur den Schienen der Strassenbahn folgen.

Nach etwa 50 Minuten erreichten wir die ersten Häuser von Schlieren; wenige Schritte davon standen mitten auf der Strasse zwei Männer im Gespräch. Ich trat an sie heran und fragte, ob sie vielleicht wüssten, wo hier ein Haus zu vermieten sei. (...) In dem Haus wohnte eine katholische Frau. Diese Frau erklärte, indem sie auf das gegenüberliegende Haus zeigte: „Hier, dieses Haus ist zu verkaufen.“

Eröffnung ohne Bewilligung

Es handelte sich um die Liegenschaft Zürcherstrasse 67, abgebrochen in den 1980er-Jahren. Frau Tauscher rapportierte dem umtriebigen Pfarrer Gubser, welcher die Lage in Schlieren (400 Katholiken, fast nur Arbeiter, viele Italiener) als sehr günstig einschätzte. Nachdem der „Präsident des Kt. Zürich“ die Erlaubnis – aber „nur für katholische Kinder“ erteilt hatte,



Das Josefsheim um 1970 vor dem Abbruch, der noch Malereien zu Tage förderte.

wurde der Kauf getätigt. Wer dieser Präsident auch immer war – hier bleibt Tauscher sehr vage, eine offizielle regierungsrätliche Bewilligung lag nicht vor. Das wurde ihr später auch angekreidet.

Vieles bleibt hier undurchsichtig, so etwa die Finanzierung. Wie schaffte die Frau es, überall Geldgeber zu finden? Sie muss über ein grosses Netzwerk verfügt haben, überall auf der Welt. Es existiert eine Quittung (12.4.1902) für eine Verkaufszahlung, geleistet für sie von einem Herrn Häberlin-Herzog in Weinfeldern sowie ein Kaufvertrag von 1906 (!) mit einem Josef Grünenfelder in Schlieren mit einer Kaufsumme von immerhin 38'000 Franken. Die Aktienbrauerei in Kempten übernahm einen Schuldbrief. Tatsache ist, dass am 25. März 1902 das Haus eröffnet wurde, mit 38 Zimmern. Den Vormietern wurde schnellstmöglich gekündigt.

Schon im Mai schrieb Tauscher davon, dass sie auf der Suche nach Schwestern sei und dass sie am Sonntag mit 78 Kindern den ersten Spaziergang gemacht hätten. 13 katholische, ungetaufte Kinder seien getauft worden. Im ersten Stock wurde eine grosse Kapelle „für 200 Gläubige“ eingerichtet, mit einem Harmonium und ausgeschmückt von einem italienischen Maler. Diese Wandbilder bestanden, übermalt, noch bis etwa 1970, als das Gebäude längst für Wohnzwecke benutzt wurde. Die Kapelle weihte Georg Schmid von Grüneck, Generalvikar und späterer Bischof von Chur, am 16. Juni 1902 persönlich ein. Klosterverbot hin oder her, mag er sich gedacht haben...

Umstrittener Betrieb 1902 - 1912: Kloster? Kinderheim? Mission?

Frau Tauscher reiste im Juni 1902 in ihrer rastlosen Art nach England weiter. Ihre Josefshäuser in Deutschland waren – wie erwähnt – auch umstrit-

ten; die Grenze zwischen einer klösterlichen Gemeinschaft und einem Waisenhaus war, wohl sehr bewusst, nicht scharf eingehalten. Vorerst fand sich nirgendwo ein Bischof, der in seinem Bistum die Approbation erteilt hätte. Frau Tauscher aber war eine charismatische Frau – immer wieder fanden sich in ganz Europa junge Frauen, die sich ihrer Gemeinschaft anschlossen, trotz der Anfeindungen.

Es konnte nicht ausbleiben, dass auch das Schlieremer Heim auf Misstrauen stiess: Vor allem die Oberbehörden (die Direktion des Erziehungswesens, das Statthalteramt und der Bezirksrat) griffen ein, sie wollten sicherstellen, dass hier „keine konfessionellen Nebenzwecke im Spiel sind“. War dieses Kinderheim jetzt ein trojanisches Pferd und in Wirklichkeit eben doch ein Kloster? Die Schulpflege Schlieren untersagte die Betreuung von schulpflichtigen Kindern. Die Verhältnisse im Haus waren äusserst einfach, die



1902: Georg Schmid v. Grüneck, späterer Bischof von Chur, weiht die Kapelle des „Josefsheims“ ein.

ärztliche Betreuung war mangelhaft, Krankheiten traten auf – im Mai 1903 z.B. Scharlach. Bezirksarzt Frey nahm Inspektionen vor und hielt fest, dass es nur zwei Badewannen gäbe in der Anstalt und dass in den Aborten fließendes Wasser fehle. Im Dezember stellte er fest, dass die Kinder in nicht genügend geheizten Räumen schliefen (elf Kinder in einem 8 Grad kalten Zimmer), die Grösseren etwa in Betten mit Strohmattentzen und nicht genügend schützenden Wolldecken. Es fiel ihm auch „die grosse Anzahl weiblichen Personals der Anstalt auf, von dem ich den Eindruck gewonnen habe, dass dieselbe eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Kloster hat, verbunden mit einer Kinderbewahranstalt“. Neben den 17 bis 18 Kindern hielten sich 16 Schwestern im Josefsheim auf oder ein anderes Mal sechs Schwestern und zehn „Candidatinnen“; niemand war da, „der die Verantwortung übernimmt“.

Die Schlieremer Behörden (Schulpflege, Gemeinderat, Gesundheitsbehörde) realisierten wohl, dass das Heim einem Bedürfnis entsprach: Von Kindergärten oder einem Hort war noch nirgendwo die Rede.

Viele Kinder – besonders aus Arbeiterfamilien – blieben tagsüber unversorgt; aussereheliche waren geächtet, arbeitslose Eltern verloren das soziale Netz. Das Heim nahm auch Kinder von ganz armen und von Krankheiten heimgesuchten Familien auf. Auch die Bezirksschulpflege stellte 1905 fest: „Das Heim scheint eine humanitäre Anstalt zu sein, herausgewachsen aus den Bedürfnissen der Gegenwart.“

Für die Oberbehörden war das Heim mit seinen Karmelitinnen wohl ein Stachel im Fleisch, zumal immer mehr dieser katholischen Schwestern im Heim arbeiteten. Stellen wir uns vor: Die Schwestern in ihrer schwarzen,

strengen Ordenstracht, wie sie „ihre“ Kinderschar durch die Strassen führen...

Die verschiedensten Kinder kamen, wie Frau Tauscher schreibt, „gross und klein und wollen alle freie Zeit hier sein, den Nachmittag lassen wir sie schon hier.“ Frau Tauscher war rastlos tätig und eine fleissige Briefschreiberin. Aus ihrer Korrespondenz wird deutlich, dass sie sehr wohl für ihren Glauben missionierte – obwohl das verboten und im Dorf gar nicht gern gesehen war. Über Schlieren schrieb sie: „Hier sind die einzelnen protestantischen Seelen so reif für die Kirche. Ich bin tief beschämt, wie weit wir zurückstehen hinter diesen Protestanten...“ und an anderer Stelle: „...meist sind's evangelische Kinder. Dies ist ein herrliches, deutsches Arbeits- und Missionsfeld.“

Frau Tauscher war eine schwärmerische Frau, eine Mystikerin wurde sie genannt. Wenn sie in schwieriger Lage war, schrieb sie von „meinem Heiland“, nach einer Enttäuschung: „...er war fort! Fort war der Geliebte meiner Seele! Er hat mich verlassen! ... Wer wird ihn mir wiederbringen, den Geliebten meiner Seele?“ Im Jahr 1891 hatte sie in einem Traum gesagt: „Ich werde nicht eher sterben, bis die Dienerinnen vom Göttlichen Herzen über die ganze Welt verbreitet sind.“

Doch sie war auch eine Frau der Tat, und es gilt wohl: Für ihre Schützlinge war sie ein Segen, Maria Tauscher verband Spiritualität mit dem praktischen Dienst am Menschen. Die Mütter arbeiteten in der Industrie, die Kinder wuchsen unbeaufsichtigt auf, Krippen gab es keine – und das Kostgeld war günstig: Es wurden fünf bis zehn Franken verlangt (pro Monat!), wenn es denn einzutreiben war.

Die gegebenen sozialen Umstände und die tatkräftig geleistete Hilfe

führten dazu, dass Schlierens Behörden den Betreiberinnen gegenüber trotz Vorbehalten wohlgesinnt waren. Die Primarschulpflege jedenfalls stellte 1904 pragmatisch fest, „dass den Verfügungen in Bezug auf Nahrung, Kleidung, Wäsche und Reinlichkeit ein Genüge getan wird“, auch wenn die Ärmlichkeit sichtbar blieb: Strohmattentzen, zu wenig Wolldecken, karge Vorräte, kein Wasser auf den WCs... Man erkannte, wenn auch etwas misstrauisch, hier an der „Front“ offenbar den Nutzen.

Die Industrie braucht Platz: Wegzug des Heims nach Dietikon

Das Josefsheim an der Zürcherstrasse bestand etwas mehr als zehn Jahre. Man versuchte 1906, das Nachbargebäude zu erwerben, für „40 bis 50 arme Kinder, denen eine Heimat bereitet werden könnte.“ Aber die aufstrebende Wagonsfabrik schnappte 1907 dieses Nachbargebäude weg und erwarb 1912 auch die Spielwiese. Die Schwestern suchten vergeblich ein Ersatzgrundstück in Schlieren und verkauften schliesslich ihre Liegenschaft. An Ostern 1913 wurde der letzte Gottesdienst im Josefsheim Schlieren gefeiert. Das Heim zog unter Vermittlung des Dietiker Arztes Dr. Th. Kälin an die Urdorferstrasse nach Dietikon.

Dort betrieben die Schwestern bis 2005 ihr Josefsheim. Heute liegt die Trägerschaft bei der Stadt Dietikon. Den Karmelitinnen, gehören heute weltweit noch etwa 5000 Schwestern an.

Ein Adoptivkind geht seinen Weg

Albert Vollenweider, alias Albert Schuler, 20. März 1874 bis 10. März 1953

Albert Schuler wurde in Zürich als uneheliches Kind von Maria Berchtold (ledig Schuler) aus Rohrdorf (Württemberg D) geboren.

Das Baby wurde von seiner Mutter dem Ehepaar Johann und Barbara Vollenweider-Haug etwa drei Wochen nach der Geburt zur Pflege übergeben; deren Ehe war kinderlos geblieben. Johann war der Bruder des damaligen Stationsvorstehers Heinrich und Onkel des später bekannten Druckers Jakob Vollenweider.

Die Pflegeeltern erzogen Albert wie ein leibliches Kind, ohne an dessen Mutter finanzielle Ansprüche zu stellen. Es entwickelte sich ein „inniges Verhältnis“, wie es in den Akten heisst, und der Junge wurde 1895 von seinen Pflegeeltern adoptiert. Albert Schuler nahm nun den Namen seiner Adoptiv-Familie an und nannte sich Vollenweider. Die Vollenweiders lebten im Haus «zur Lenz» an der Freiestrasse 3, ungefähr dort, wo heute die Tierhandlung Qualipet ist. Albert verkaufte es 1916 – mit Vermittlung durch Kantonsrat Alfred Hug – der Gemeinde.



Albert galt als fröhlicher und liebenswerter Mensch und lebte sich ins Dorfleben ein. Dorfarzt Dr. Julius Weber war sein Götti. Mit ihm und Bahnmeister Bräm zusammen spielte er bei Dorfanlässen die Konzertzither. Kantonsrat und Wirt Alfred Hug gehörte zu seinen Freunden wie auch der Waisenvater Hans Tschudi von der Pestalozzistiftung. Der begabte Junge konnte schon mit 14 Jahren bei Orell Füssli in Zürich eine Lehre als Lithograph beginnen, und das sollte entscheidend für seine Zukunft werden. Zunächst verfasste er in Schlieren die damalige Fasnachtszeitung «Speutztrücke».

Als Fotograf in die Welt hinaus

Vollenweider muss sehr anstellig gewesen sein. Er lernte nebenbei auch das Fotografen-Handwerk und konnte schon im Alter von 19 Jahren für Orell Füssli reisen. Er kam so als junger Mann nach Nordafrika bis hin in den Nahen Osten und den Vorderen Orient. Immer kehrte er zurück mit einer reichen Ausbeute von Aufnahmen. Im Jahrheft Schlierens von 1961 heisst es sogar, er habe Ausstellungen mit seinen Fotos gestaltet und sei mit Medaillen geehrt worden. Er stellte Kataloge für seine Firma zusammen, und vermutlich druckte Orell Füssli mit seinen Aufnahmen die vom reisenden Bürgertum gewünschten Bilder und Ansichtskarten. Die Fotografen wurden jedoch jeweils nicht genannt.

Die Fotos waren aber – entsprechend dem damaligen Stand der Technik – schwarz/weiss; Farbdrucke gab es nur von Lithographien. Und die waren teuer und halt nicht wirklich naturgetreu.

Ein farbiger Welterfolg aus der Schweiz

Weltweit wurde nach einem Verfahren gesucht, das farbige fotografische Ansichten ermöglichte; unzählige Tüftler und Forscher entwickelten teils abenteuerliche Methoden. Genau in dieser Zeit, Mitte der 1880er-Jahre, entwickelte der Steindruckerei Hans Jakob Schmid aus Hottingen bei Orell Füssli den sogenannten „Photochrom“-Druck. Das ist ein äusserst kompliziertes und aufwendiges System zur Herstellung von farbigen Ansichten. Es basiert auf einem eigentlich schon lange bekannten Kopierverfahren mit syrischem Asphalt. Eine schwarz/weisse Fotografie wird mittels eines sehr heiklen Prozesses auf Lithographiesteine übertragen – für jede Farbe braucht es einen separaten Stein, bis zu 14 davon. Facharbeiter Schmid hatte in „unzähligen Stunden des Pröbelns und Suchens, in Nacharbeit“ das Verfahren indust-



Dorfkern um 1950, das Haus „im Lenz“ ist markiert.

riereif gemacht. Die Farben bestimmt der Drucker, entweder aufgrund von Angaben des Fotografen oder dann bildet er entsprechend seinem Können die Natur nach. Den Erfolg aber heimsten – zu Schmid's Verbitterung – andere ein: Der Arbeitgeber, das Artistische Institut Orell Füssli produzierte ab 1884 und erhielt 1888 unter dem Namen „Photochrom“ das Patent. Mitarbeiter wurden per Eid zu strengster Geheimhaltung verpflichtet. Es waren die allerersten realistischen Farbbilder, irgendwo zwischen Kunst und Realität – mit dem Drucker als künstlerischem Interpreten. Eine unglaubliche Sensation!

Die damaligen Drucke sind heute noch immer in bester Qualität erhalten, z.B. im Archiv der Photoglob, in der Sammlung der Zentralbibliothek Zürich oder der Library of Congress USA. Ihrem Charme und Zauber kann man sich nicht entziehen.

Nach Amerika!

Die Firmeninhaber von Photoglob, Heinrich und Paul Felix Wild, vermarkteten ihr Produkt in aller Welt. Niederlassungen, Agenturen und Kunsthandlungen boten die farbigen Kunstblätter, Städte- und Landschaftsansichten an. Amerika fehlte – aber der Zufall half. Ein Schweizer

Geschäftsmann namens Rudolph Demme heiratete in die feine Gesellschaft Detroits ein, kam 1884 für seine Hochzeitsreise zurück in die Schweiz und lernte Heinrich Wild kennen. Er begeisterte sich für die Photochroms und kam mit ihm überein, die Detroit Photochrom Company zu gründen. Photoglob steuerte 20'000 Dollars Startgeld bei, 1885 sollte der Start in den USA erfolgen. Fotograf Edward H. Husher reiste in die Schweiz, um das Verfahren zu erlernen – aber als er im Frühling 1886 wieder in Detroit war, stellte er fest, dass Demme das Geld veruntreut hatte. Und jetzt kommt nochmals unser Albert Schuler ins Spiel.

Demme wurde entlassen, neues Kapital gesucht. Was fehlte, war ein Fachmann, ein Handwerker und Künstler, der den Prozess wirklich beherrschte.

Albert Schuler war ein Vertrauter des vorher erwähnten Erfinders Hans Jakob Schmid, und Husher brachte den Schlieremer dazu, mit einer kleinen Gruppe Facharbeiter ennet dem grossen Teich für die neue Gesellschaft zu arbeiten. Wohl im Hinblick darauf und aus rechtlichen Gründen hatten ihn deshalb im April 1895 seine Pflegeeltern Albert und Barbara Vollenweider-Hug adoptiert. Er trug jetzt den

Namen Vollenweider und reiste so, 23-jährig, im Auftrag von Orell Füssli nach Detroit.

1897 erwarb William A. Livingstone, ein Banker und Schiffsmagnat aus Detroit, die Exklusivrechte für das Verfahren. Man sprach in Amerika von „Phostints“ oder von „The Swiss Process“. Photoglob schied mittelfristig als Eigentümer aus, bezog aber die Lizenzgebühren. Eine moderne Fabrik und ein Ausstellungsraum wurden errichtet. Albert blieb drei Jahrzehnte lang im Gewerbe, und Dank seinem technischen Know-how und den neuen gesellschaftlichen Verbindungen entwickelte sich die Detroit Photographic Company nun überaus erfolgreich.

Im gleichen Jahr stiess der grösste amerikanische Landschaftsfotograf, William Henry Jackson, zur Gesellschaft und steuerte Zehntausende von Glasnegativen bei. Jackson war auch Maler, seine Aquarelle halfen den Druckern, „naturgetreue“ Bilder herzustellen. Er reiste durch Amerika, sogar mit einem komplett eingerichteten Eisenbahnwagen, besuchte Kanada und die Karibik. Millionen von Kunstdrucken und Ansichten fanden reissenden Absatz: „Farbfotos“ vom Spanisch-Amerikanischen Krieg



Drucke um 1900, noch immer in bester Qualität. Links Tonhalle Zürich, rechts Old Faithfull Inn, Yellowstone Nationalpark.

(1898), von Städten, Naturschönheiten, Kriegsschiffen, Alltagsszenen. Beindruckende Bilder entstanden auch aus den alten Glasplatten der Forschungs Expedition Vandeveer Hayden, welche 1872 dazu beigetragen hatten, dass Präsident Ulysses S. Grant die Yellowstone-Region unter Schutz stellte. Der 1. Nationalpark war gegründet. Erst jetzt, 20 Jahre später, konnte jedermann diese Bilder in „natürlichen“ Farben bewundern und sich eine Vorstellung der Welt machen. Bis nach dem Ersten Weltkrieg entstanden so Tausende von kolorierten Ansichtskarten – heute sind es Sammlerstücke.

Intermezzo als Fotograf und Verleger in Schlieren

Albert hatte aber noch etwas in der Schweiz zu erledigen. So fuhr er 1897 zurück und heiratete am 2. Oktober seine Elisabeth (Betty) Wetter in Schlieren. Im November fuhren die beiden wieder in die USA, unter dem Namen Vollenweider, und liessen sich in Detroit (im Vorort Wayne) nieder. Im Jahr darauf kam das erste Kind Martha Barbara Susanna zur Welt, 1901 das zweite, Bettie Elisa Albertine. 1902 kehrte die Familie in die Schweiz nach Schlieren zurück. Vollenweider wohnte an der Badenerstrasse 23 (das Haus steht nicht mehr) und es folgte

eine sehr aktive Geschäftstätigkeit als Fotograf, Drucker und Verleger. Eine grosse Anzahl Ansichtskarten und Werbeunterlagen sind aus dieser Zeit geblieben, u.a. auch ein „Führer durch das Limmattal“ für den längst untergegangenen Verkehrsverein Limmattal. Es sind im Stil unverkennbare schwarz/weiss-Bilder, oftmals mit Ornamenten des Jugendstils versehen und immer mit Clichés seiner alten Firma Orell Füssli hergestellt.

Im Dezember 1903 wurde seine dritte Tochter, Gertrud Nelly in Schlieren geboren. Möglicherweise wegen der bevorstehenden Gründung einer neuen Firma in den USA reiste er im November 1904 mit seiner gesamten Familie wieder zurück in die Staaten. Er nannte sich auf der Schiffspassage mit der m/s Phoenicia noch Vollenweider, ging in Ellis Island von Bord und liess sich in Wayne, einem Vorort von Detroit, nieder. Hier nannte er sich endgültig wieder Albert V. Schuler.

Eine amerikanische Erfolgsgeschichte – und der Niedergang

Zusammen mit William und Robert Livingstone, den Söhnen des Schiffsmagnaten, gründete er 1905 die Detroit Publishing Company DPC. Fotograf Jackson wirkte nun als Manager, Albert als technischer Koordinator.

Die besten Fotografen wurden ins Land geschickt. In guten Jahren wurden nun bis zu sieben Millionen Ansichtskarten und Künstlerkarten gedruckt. Alle Bundesstaaten wurden mit Alben und Sammelbüchern bedient, die Ansichtskarten und Kunstdrucke wurden in Hotelketten, Touristenzentren und auch in eigenen Studios verkauft. Insgesamt verfügte DPC über 30'000 Motive. Eine Karte kostete fünf Cents, das Porto 1 Cent – immer noch erschwinglich.

1907 wurde Schulers Sohn Albert geboren, der schon nach drei Monaten starb; 1909 Marguerite Alberta und 1914 Virginia Elisabeth. Geschäftlich folgte nun der Niedergang der Firma. Nach dem immensen Erfolg brachen während des Ersten Weltkrieges die Umsätze weg. Das goldene Zeitalter der Postkarten war vorbei – die Touristen blieben aus. Nach dem Krieg kam die wirtschaftliche Depression, und schliesslich machte die Firma 1922 Konkurs. Schuler war aus der DPC ausgetreten.

Während des Ersten Weltkrieges hatte Schuler sich in Royal Oak, einer anderen Vorstadt von Detroit, niedergelassen und arbeitete noch 1918 als selbständiger Farmer. Nach dem Krieg gründete er – mit einem eigenen,



Ansichtskarten um 1900, links das Gaswerk, sein Bähnli und der Gasi-Turm, rechts das alte Restaurant Bahnhof (abgerissen um 1920).

neuen Verfahren – wieder eine Firma, wieder ohne grossen Erfolg. Längst eingebürgert in den Staaten kehrte er 1925 ein letztes Mal mit Betty nach Europa zurück, um zu erfahren, was hier in der Druckbranche an Neuem zu finden war und natürlich auch zu einem Besuch bei seinen alten Freunden in Schlieren – Tschudi, Lebert, Hug („Lilien-Hug“), wie sie alle hiessen. Er muss auch John Rüschi gekannt und besucht haben, den Amerika-Auswanderer von 1882. Das Jahrheft 1992 erzählt von dessen Schicksal «drüben» und seiner Rückkehr.

1931, wieder in Amerika, entwickelte und vervollkommnete er ein neues Farbdruckverfahren für die Werbung. Er kooperierte jahrelang mit einer Firma in Tampa (Florida). Obwohl technisch erfolgreich, blieb der ganz grosse kommerzielle Erfolg aus. Schuler wurde Mitglied von verschiedenen Behörden und beim Rotary-Club.

Sein Freund, Waisenvater Tschudi, schrieb Jahre nach Albert Schulers Tod, um 1960, dieser sei zeitlebens ein Idealist gewesen, weshalb ihm der verdiente materielle Erfolg versagt geblieben sei. „Er würde schlecht in die heutige materielle Zeit passen.“

Was blieb

Das Handwerk und die Kunst des Photochrom- oder, wie es in Amerika genannt wird, Phostint-Verfahrens ist längst verschwunden. Der letzte Handwerker, der es beherrschte, arbeitete zu Beginn des 21. Jahrhunderts für Photoglob in Zürich. Die Ansichten und Bilder aber blieben bei Sammlern und in vielen Museen weltweit erhalten. Aber von Albert Schuler blieb etwas bis zum heutigen Tag: Wenn man in der App „Swiss Postcard“ Schlieren eingibt, so erscheint eine der Ansichtskarten, die er ca. 1902 bei seinem Intermezzo in Schlieren herstellte.



Seltame Reise einer Ansichtskarte – oder «it's a small world»

Über das bewegte Leben des oben kurz erwähnten Schlieremer Auswanderers John Rüschi (1862-1944) berichtet ja das Jahrheft 1992. Sein Schicksal führte ihn 1882 nach Amerika; 1891 kehrte er wieder zurück. Der spannende Bericht ist vergriffen, kann aber im Internet heruntergeladen werden. Was hat aber dieser John Rüschi mit unserem Albert Vollenweider alias Schuler zu tun? Eben – die beiden haben sich gekannt. Als Vollenweider 1925 nochmals in die alte Heimat zurückkam, besuchten sich die Familien. Vollenweiders fuhren nun endgültig – offenbar mit stürmischer Überfahrt – in ihre neue Heimat. John Rüschi schickte seinen Freunden um die Weihnachtszeit eine Grusskarte nach Royal Oak (Mich/USA). Auf welchem verschlungenen Wegen diese Karte fast hundert Jahre später wieder zurück nach Europa, zu einem Auktionshaus, und dann in die Sammlung des Jahrheft-Verfassers gelangt ist, wissen wir nicht. Hoffen wir, der Wunsch Johns an Betty (I wish you nice sunshine) sei in Erfüllung gegangen...



Fenster in die Vergangenheit von Albert V. Schuler (siehe App „Swiss Postcard“).

Das Herz des Cabaret Rotstift

Werner von Aesch, 4. Dezember 1927 bis 29. Dezember 2008

Wenn ein Schlieremer in unserem Land überall bekannt war, dann ganz gewiss der Lehrer, Kabarettist und Wahl-Schlieremer Werner von Aesch. Er war erster Träger des Schlieremer Kulturpreises, der „Goldenen Lilie“ 2004, weil er unseren Ortsnamen über Jahrzehnte in positiver Weise bekannt machte, wie es die Kulturkommission formulierte.

Die Eltern von Werner von Aesch, Anna Pohl und Adolf von Aesch, waren Berner. 1924, während der grossen wirtschaftlichen Depression, übernahm Adolf als 23-Jähriger auf dem damaligen Sumatra (heute Teil von Indonesien) einen Betrieb für die Plantagen-AG Zürich in Ayer Moelek. Das wäre Teil einer wenig bekannten kolonialen Vergangenheit der Schweiz.

Er fuhr also 1924 per Schiff hin und wurde Untermanager in der Plantage von Ayer Moelek. Anna folgte ihrem Adolf ein Jahr später, sie heirateten sofort nach ihrer Ankunft, zwei Buben kamen auf die Welt, Werner und der jüngere Bruder Hansueli.

Ayer Moelek war eine grosse Anlage, auf der bis zu 1800 Arbeiter beschäftigt wurden. Man baute Gummibäume und Gambir an. Aus den Blättern des Gambir-Strauches wurde Katechin hergestellt, das man früher zum Glätten und Gerben von Seide verwendete. Nach der Weltwirtschaftskrise um 1934 wurde dort von den Amerikanern erfolgreich nach Öl gebohrt.

Anfänglich wurden die Buben von ihrer Mutter unterrichtet. Annas Bruder Karl Pohl, Lehrer in Herrliberg, schickte ihr die nötigen Lehrmittel. Doch der Erfolg war mässig – ihr fehlte die nötige pädagogische Ausbildung. Zudem war Werni selten bei der Sache und hätte lieber mit seinem jüngeren Bruder und seiner Freundin Sity, der Tochter der Köchin, gespielt.



Die Eltern von Werner: oben links Adolf und Anna, daneben unbekannter Freund der Familie. Unten rechts: Werner, unten links: sein Bruder Hansueli.



Der Königstiger war von Adolf von Aesch nur wenige hundert Meter vom Wohnhaus und der Plantage entfernt geschossen worden. Erst nach dem Abschluss kehrten die verängstigten Plantagenarbeiter an die Arbeit zurück (auf dem Bild: Werni mit Eltern Adolf und Anna sowie „Kätzchen“).

Im Jahre 1935 entschlossen sich die Eltern, mit ihren Buben in der Schweiz Urlaub zu machen – mit einem unguuten Gefühl. Mussolinis Italien hatte Äthiopien, den Krieg erklärt und mit dem Abessinischen Feldzug zogen dunkle Wolken am politischen Himmel auf. Aus diesem Grund überliessen die Eltern ihre beiden Kinder der Obhut der Grosseltern in Suberg, Gemeinde Grossaffoltern/Bern und kehrten alleine auf die Plantage zurück.

Für die beiden Knaben, 4- und 8-jährig, war dies ein eigentlicher Kulturschock. Zwar waren sie bei ihren lie-

bevollen Grosseltern gut aufgehoben, besuchten fortan auch regelmässig die Schule und verbesserten so ihre mangelhaften Deutschkenntnisse. Aber sie vermissten ihre Eltern; der Kontakt zu ihnen wurde über den Kurzwellensender Schwarzenburg aufrecht erhalten.

Den Eltern standen schlimme, bedrohliche Zeiten bevor: Der Krieg in Europa war ausgebrochen, Vater von Aesch wurde Leiter der Plantage, aber mit den japanischen Eroberungen geriet auch Sumatra in die Kriegswirren. Tausende von Flüchtlingen, Engländer, Holländer kamen von Ostasien her,

wo sie von den Japanern vertrieben worden waren – die Plantage wurde Durchgangsstation. Später wurde das Land von den Japanern besetzt und Vater Adolf verhaftet. Erst 1946 konnten die von Aesch mit dem ersten englischen Truppentransport wieder in die Schweiz zurückreisen; beim Wiedersehen in Dübendorf warteten da zwei Jünglinge, die die Eltern als Kinder zurückgelassen hatten.

Erneut zog es die von Aesch nach Sumatra, bevor sie 1956 für immer in die Schweiz zurückkehrten. Harte Zeiten: Sie mussten hier wirtschaftlich nochmals bei Null beginnen. Mit ihrer Offenheit, ihrem Humor und Optimismus fassten sie wieder Fuss und schufen sich einen neuen Freundeskreis. Mit Enkeln und Enkelinnen konnten sie nachholen, was mit den eigenen Kindern verpasst worden war. Dass diese Liebe in beide Richtungen ging, drückt Martin von Aesch's Lied „E sonen Opa z'ha isch s'grösch für mich“ aus.

Seminar und Ausbildung am Konservatorium

Nach der Primarschule folgte die Sekundarschule Bürgli in St. Gallen. Als Berufswunsch schwankte Werner zwischen Zahnarzt und Lehrer und wurde, wie wir wissen, glücklich mit seiner Laufbahn als Schulmeister nach dem Seminar Unterstrass in Zürich, wo er 1949 abschloss. In Wernis Familie sang man viel – schon während des Studiums nahm er Gesangsstunden und besuchte nachher die damalige Musikakademie.

Lehrer in Schlieren und hier zu Hause

Dass er dann in Schlieren hängen blieb, war ursprünglich Zufall: Er erhielt einfach 1950 von der Erziehungsdirektion die Abordnung, wie das damals die Regel war, als sogenannter „Verweser“. Er arbeitete zunächst im Roten Schulhaus. Seine Frau, Elsbeth von Aesch-Wehrli, hatte



Schlieremer Chind, das Singen und Musizieren gehörte im Schulhaus Hofacker dazu.

allerdings noch im Zer-Tram, auf dem Weg nach Schlieren erklärt: „Da blib-i nöd länger als zwei Jahr...!“

Dass das anders kam und Schlieren zur Heimat wurde, hatte mit Werners vielen Aktivitäten zu tun: Schultheater, Cabaret, die Schlieremer Chind... Er schlug Wurzeln hier und kehrte nach einer kurzen Zeit in Oetwil wieder zurück. An sich ein umgänglicher Mensch, wurde er sauer, wenn jemand negativ über die Stadt redete. Über Schlieren liess er nichts kommen und sagte, er verdanke „seiner“ Gemeinde viel. Sein Lied vom Gaswerk, ist ja auch eine kaum verdeckte Liebeserklärung an unsere Stadt. Er war ein absolut zuverlässiger Lehrer, nie krank, hatte keine Absenzen – und galt im Lehrerzimmer als liebenswürdiger, unprätentiöser Kollege.

Wenn Schlieren Heimat wurde, so galt dies erst recht für sein Land, die Schweiz. Er war stolz auf sie und war misstrauisch gegen grosseuropäische

Gedankenspiele. Mag sein, dass ihm hier seine Erlebnisse in Sumatra eine gelassene Aussenperspektive gaben.

Cabaret Rotstift

Eine einzige Strasse – oder sollten wir sagen ein Weglein? – trägt in Schlieren den Namen einer Berühmtheit, nämlich der Rotstift-Weg. Der Erfolg dieses Cabarets überragt natürlich alles, noch heute sind Sprüche wie „Mer macheds normal!“, „Bei uns geht alles Ruckzuck-Zackzack!“, „Ufchlüsse bittel!“ oder „Wäg dem gaht doch d'Wält nöd UNDER!“ legendär. Wir wollen hier die bekannte Geschichte nur kurz zusammenfassen; Genaueres findet sich z.B. im Buch „40 Jahre Cabaret Rotstift“ von Heinz Lüthi.

Das erste Programm ging 1954 im Schwingkeller der Turnhalle im Moos über die Bühne. Die gleichen Stapelstühle, die oben in der Halle für die damaligen Gemeindeversammlungen gebraucht wurden, hatte man nun für das Amateur-Cabaret aufgestellt.

Das waren tatsächlich Schulmeister, Lehrerinnen und Kindergärtnerinnen aus der Gemeinde. Gespielt wurde für einen Fonds für Skilager. Diese sogenannte „Rotstiftkasse“ kam während Jahrzehnten unzähligen Schlieremer Kindern für Lager und Exkursionen zugute. Auch später, als der „Rotstift“ bereits eine Schweizer Institution war, dienten die ersten Aufführungen im Singsaal des 1956 erbauten Schulhauses Hofacker immer der Äufnung dieser Kasse. Das Programm kam an, musste verlängert werden, Aussenauftritte folgten, Radio und sogar das noch junge Fernsehen wurden aufmerksam.

Der Rest ist Legende: Bis zum letzten Programm („Happy End!“ 1999, letztmals aufgeführt 2002) wurden 20 Programme gestaltet – mit Nummern wie dem „Skilift“, „El Rumba dellos Glatzos“ oder der selbstironischen „Die 10'000sch“t“. Werner war sicher die ausdauernde, ausgleichende Kraft, die Seele des Cabarets über all die Jahre. Dabei stellte er sich niemals in den Vordergrund, obwohl er allen Anlass dazu gehabt hätte. Natürlich auch dank seiner Figur des Jimmy

Muff, eines mit typisch cooler Züri-Schnurre begabten Zeitgenossen, der Ereignisse wie die Hallenstadion-Krawalle 1967 auf die Schippe nahm. Die Idee dazu kam wohl von Sportredaktor Sepp Renggli. Texte steuerte Kabarettist Fredy Lienhard bei, der bis 1964 zum Rotstift-Ensemble gehörte. Jimmy gehörte jahrelang zu den Ankerpunkten der wöchentlichen Sendung „Café Endspurt“.

Gewissermassen ein „Nebenprodukt“ ist der „Samschtig-Jass“ am Schweizer Fernsehen, die älteste noch ausgestrahlte Unterhaltungssendung in Europa. Ursprünglich von Kurt Felix moderiert, später vom Rotstiftler Jürg Randegger, folgte immer am Schluss ein Sketch über ein Jassproblem mit dem Cabaret Rotstift vor dem Restaurant „Zum Scharfe Egge“.

Fast 50 Jahre gehörte das Rotstift zu Schlieren. Wie stark dieses Cabaret auch zur DNA des Landes gehörte, bewiesen die vielen Ehrungen (u.a. Prix Walo 1985), und viel später die Revue „Rotstift Reloaded“ mit Christian J. Jenny und Jürg Randegger. Noch im Jahr 2015 ein schweizweiter Erfolg!

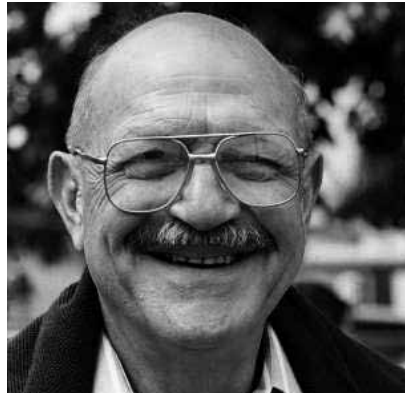
Unglaublich vielseitig

Werner war es wichtig, nebst all' seinen vielfältigen Aktivitäten und Interessen niemals seine Aufgabe als Lehrer zu vernachlässigen: Kein Urlaub, keine Spezialbedingungen. Fast fällt es schwer zu glauben, was er sonst noch alles unternahm.

Seit 1958 tragen die „Schlieremer Chind“ den Namen unserer Stadt in die Welt hinaus. Am Ursprung stand die Märchenerzählerin Trudi Gerster. Sie wollte eine Schallplatte mit von „normalen“ Kindern gesungenen Liedern gestalten. Hans Jecklin vom gleichnamigen Musikhaus fragte seinen Dienstkollegen, den Schlieremer Lehrer und Rotstiftler Max Bürgi an. Dieser spannte Werner von Aesch ein. Die „Schlieremer Chind“ wurden geboren mit der ersten Aufnahme „Roti Rösli“. Die Schüler und Schülerinnen seiner Klasse und oftmals auch weitere Klassen aus dem Schulhaus Hofacker sangen und musizierten sich fortan während Jahrzehnten in die Herzen der Kinder im ganzen Land. Auch heute noch hört man in vielen Familien und Schulklassen die Schüler-Schlager und die Zoo-Lieder.



Szene aus dem legendären Skilift-Sketch.



Impressionen aus dem Leben von Werner von Aesch.

Der Mensch hinter dem landesweit bekannten Gesicht

Wer Werni von Aesch kennenlernte, traf einen sehr bescheidenen Menschen, einen, der sich niemals in den Vordergrund drängte, auch wenn er natürlich überall erkannt wurde. In allen Gremien wirkte er integrierend mit, niemals nutzte er seinen Status aus und war immer zurückhaltend. Wenn er aber einen Einwand oder einen Vorschlag vorbrachte, hatte dieser Hand und Fuss.

Der Chronist, damals schon bestandener Berufsmann, aber noch Junglehrer, durfte ihn als Mentor und Menschen im Schulalltag, aber auch privat erleben. Werni war für mich in jeder Hinsicht ein Vorbild: Interessiert an Neuem, hilfsbereit, extrem arbeitsam und niemals oberflächlich. „Mer macheds namal“ oder „Ich mach na en Ghorsamsritt“ war Alltag, nichts kam locker-easy. Hinter allem stand eiserner Lernwille, Disziplin und auch der Respekt gegenüber den anvertrauten jungen Menschen. „Si müend stolz si uf ihres Ärbetli – drum sölls subersil!!“, oder: „Bis sträng – du bisch nöde Kumpel. Lueg, dass alli chönd mit-ruedere im Boot.“

Für seine Neugier und Offenheit auch in späteren Jahren stand zum Beispiel das Schwyzerörgeli. Elsbeth, seine Frau, hatte ihm zum 50. Geburtstag ein solches geschenkt. Absolut typisch für ihn: Er lernte nun während zweier Jahre dieses volkstümliche Instrument zu spielen – systematisch, mit Lerntagebuch. Jeden geübten Lauf, jeden Akkord, jedes Tänzli hielt er fest. So lernte er auch im Alter noch Gedichte auswendig – einfach um „dranzubleiben“. Ja, er lernte eigentlich immer: mit Tonband-Kassetten, mit Lernkarten; auch „compjüterle“ war ihm Spass und Herausforderung. Er spielte gerne Fussball (zum Beispiel im FC Rötstift), bezeichnete sich aber als „Sofasportler“ – und las nebenher die Erinnerungen des Historikers Jean Rodolf von Salis.

In einem Interview sagte Werner einmal, er sei kein Lachertyp, sondern ein Schmunzler. Das trifft – Bescheidenheit und Stil. Natürlich hätte Werni ohne weiteres auch ein Mehrfaches an Werbung betreiben können (etwas wenig tat er, mit Skoda und Appenzeller Käse) und damit viel Geld verdienen – er tat es nicht.

So umgänglich und verbindlich ihn die meisten kannten: Er war auch streng und sehr korrekt. Er konnte wohl hässig und polternd reagieren bei Respektlosigkeit oder Verletzungen. Dann konnte er „kopfen“ und hatte es nicht leicht, wieder „aufzutun“.

Elsbeth von Aesch

Wie kann man das alles nebst einer Familie mit drei Kindern tun, und zwar – wie wir gesehen haben – mit höchstem Anspruch?

Klar, das alles wäre nicht möglich gewesen ohne Werners Frau, eine stolze Zürcherin aus der Familie Wehrli. Sie hielt ihm als Familienfrau für all seine ausserschulischen Aktivitäten den Rücken frei. Erst als die Kinder im Teenageralter waren, wurde sie wieder berufstätig. Sie baute die Bibliothek im neu errichteten Spital Limmattal auf und arbeitete dort in Teilzeit als Bibliothekarin. Später wurde sie als Gemeinderätin gewählt, rief mit einem Postulat die Schlieremer Stadtbibliothek ins Leben, baute auch diese auf und wurde interimweise ihre erste Leiterin.

Zu ihren Hobbys gehörte eine ehrwürdige Puppensammlung, aber die schönen Stücke wurden rarer und teurer. Als sie ihrem Mann einmal von einem fast unerschwinglich teuren Bäbi berichtete, sagte dieser kurz entschlossen: „Chum, mer probiered, sälber eis zmache!“. So entstand 1986 die erste dieser Puppen: Werner („Ich ha ja mal en Hobelkurs gmacht...“) schnitzte und formte aus Lindenholz die Köpfe und schusterte aus Leder die Schuhe, Elsbeth nähte die Körper und die dazu passenden Kleider. Über 200 solcher Unikate entstanden, man mag es kaum glauben.

Quellenverzeichnis

Fritz Blocher

Berichte aus der Familie
Heiri Meier: Jahrbücher der Stadt Schlieren 2006 und 2008
Informationen des TVN Naturfreunde Altberg
persönliche Begegnungen

Ernst Deubelbeiss

Willy Wottreng: Deubelbeiss & Co,
Mündliche Informationen von Zeitgenossen (Hans Peter, Peter Ringger, Edi Böhringer, Max Epple)
Heiri Meier: Jahrbuch der Stadt Schlieren 2006
Semestra: Daniel Tiefenauer, Hysterie: Deubelbeiss und Schürmann – Zwei gefährliche Kriminelle auf der Flucht 2004
Viktor Zwicky und Walter Kunz: „Was sind das für Menschen?“
div. Artikel NZZ / TA (TA 6.12.2011; NZZ 1.10.1962)
Viktor Damman: Das Böse im Blick, orell füssli Verlag Zürich, 2019
NZZaS 15.9.2019 (Die zwei Leben des Hugo Portmann)
Mary Bancroft: The Vegetarian Killers, Manuskript
Prof. H. Binder (Rheinau) und Dr. J. Littmann (Zürich): Auszüge aus den psychiatrischen Gutachten

Gustav Fausch

Jahresberichte der Pestalozzistiftung
Akten aus dem Staatsarchiv des Kanton Zürich, Regierungsratsbeschlüsse
mündliche Informationen von Zeitgenossen
Film Andrea Pfalzgraf und Agatha Fausch: „Heimkinder“ 2006 SF
Informationen aus der Familie (Agatha Fausch)
Arthur Honegger: Die Fertigmacher und diverse Interviews
Franz Rueb: Rubezahl spielt linksausen und diverse Interviews

Paul Furrer

Stationen im Leben von Paul Furrer (von ihm selbst)
Biographie über Paul Furrer von einer Enkelin (Tochter der Tochter Ruth)
Lebenslauf von Paul Furrer von seinem Freund Kurt Läng
Das Leben von Paul Furrer (von ihm selbst)
Persönliche Gespräche und Erinnerungen mit ihm und an ihn (von Philipp Meier)
Gespräche mit Heidi Furrer und Paul Furrer jun.
Leserbriefe in der Regionalpresse

Maria Ghiringhelli

Gespräch vom 17.1.2019
Kontakt und Ergänzungen per Mail 9.9.2019 mit Sohn Davide

Walter Gurtner

Lebenslauf von Enkel Peter Eichhorn
Mündliche Erinnerungen der Tochter Gertrud Eichhorn-Gurtner
Heiri Meier: Jahrbuch der Stadt Schlieren 2006
Informationen von Peter Hubmann
Broschüre „100 Jahre SP Schlieren“ 2006

Arthur „Turi“ Honegger

mündliche Auskünfte von Zeitgenossen
Informationen, Ergänzungen und Bilder von Frau Vera Honegger Monk
Informationen aus NZZ, Blick, Internet
Arthur Honegger: „Die Fertigmacher“ mit Dokumentation, Neuauflage 2004, Huber Verlag
Presse-Artikel NZZ, Aargauer Zeitung

Jakob Lemp

Broschüre aus dem Jahr 1936

Xaver Isenschmid, letzter Polier Lemp's (er errichtete den Dachstock des Salmen)
mündliche Infos aus der Familie von Doris Eggersberger-Lemp und Roger Lemp
Gespräch mit Margrit Hagen-Jost

Heinrich Meier

Informationen der Familie, v.a. der Schwester Annelies Flükiger
Archiv der Stadt Schlieren
Berichte von Zeitgenossen
persönliche Erinnerungen

Elisabeth Müggler

Limmattaler Zeitung 30.8.2014

Abschied vom Theodosianum – Ausstellung im Medizinhistorischen Museum Universität Zürich 2007

Historisches Lexikon der Schweiz

Heiri Meier: Jahrheft der Stadt Schlieren 2008

Peter Voser: Jahrheft der Stadt Schlieren 2018

Dienstagsmail.ch

Jahresbericht Verein WABE

Illustrationen: Sr. Elisabeth, Internet, Archiv Ph. Meier

Maria Teresa Tauscher

Staatsarchiv des Kanton Zürich, Dokumente mit Korrespondenz Regierungsrat / Bezirksarzt / Schulpflege

Autobiographie Maria Teresa Tauscher

Dokumente des Mutterhauses des Ordens, Sittard NL

Dokumente der Archivarin Sr. Maria Assunta Windisch

Diverse Autoren: Jahrheft der Stadt Schlieren 2013

Mündliche Informationen von Richard Peterhans

Albert Vollenweider, alias Albert Schuler

Diverse Autoren: Jahrheft der Stadt Schlieren 1961

Informationen Staatsarchiv des Kanton Zürich, Zivilstandsamt Dietikon, Einwohnerregister Schlieren

Auskünfte der Familien Vollenweider und Bähr

Informationen FamilySearch; Mormonen-Datei Family Tree US Census 1910-1930

Infos Wikipedia

Register der Ellis Island Foundation

Informationen Gion Schneller, Direktor Photoglob

Collector's Weekly May 23rd, 2014

The Swiss process / photochrom process in „Encyclopedia of Nineteenth-Century Photography“ S. 1073 ff

Photochrome – Voyage en Couleur 1876-1914, Paris Bibliothèques, Eyrolles, 2009

Ancestry / find a grave / Registration Card 1918 / Royal Oak

Werner von Aesch

Unterstützung durch Familie von Aesch

Familienchronik „Unsere Zeit auf Sumatra“

Heinz Lüthi: 40 Jahre Cabaret Rotstift

Diverse Autoren: Jahrheft der Stadt Schlieren 2004

Gespräche mit Elsbeth von Aesch

persönliche Erinnerungen des Verfassers

Bisher erschienene Jahrhefte

1954	<i>Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Schlieren</i>	Gustav Fausch (vergriffen)
1955	<i>Vom Schlieremer Wald</i>	Dr. Emil Surber (vergriffen)
1957	<i>Die Schlieremer Schule im Wandel der Zeiten</i>	Hugo Brodbeck, Heinrich Wipf und Hans Brunner
1959	<i>Schlieren vor 100 Jahren</i>	Dr. Emil Surber und Heinrich Meier
1961	<i>Das Tragerbuch aus dem Jahre 1759</i>	Rolf Grimm (vergriffen)
	<i>Grosse Überschwemmung und Hochwasser im Limmattal am 14. und 15. Juni 1910</i>	Eduard Böhringer
	<i>Albert Vollenweider-Schuler, Lebensfragment eines alten Schlieremers</i>	Heinrich Wipf
	<i>Rudolf Hollenweger von Schlieren, Lehrer in Blumenau, Brasilien</i>	Heinrich Meier-Rütschi
1963	<i>Rückblick auf die ersten 10 Jahre des Bestehens der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren</i>	Heinrich Meier-Rütschi (vergriffen)
	<i>Bürgernutzen vor 100 Jahren</i>	Dr. Hans Heinrich Frey
	<i>Die Aufhebung des Bürgernutzens in Schlieren</i>	Heinrich Meier-Rütschi
	<i>Der 1. Juni 828, ein Markstein in der Geschichte von Schlieren</i>	Rudolf Grimm
1965	<i>Die grosse Schulreise von 1833</i>	Rudolf Grimm
1967	<i>Kilch und Gmeind zu Schlieren unter dem Spital zu Zürich 1379 – 1824</i>	Hans Höhn
1970	<i>Die Inventarisierung der kulturhistorischen Objekte, I. Teil</i>	Peter Ringger
1972	<i>Die Inventarisierung der kulturhistorischen Objekte, II. Teil</i>	Peter Ringger und Jean-Claude Perrin
1975	<i>Aus den Anfängen der Schlieremer Industrie</i>	Hans Bachmann, Walter Bösch, Ursula Fortuna und Peter Ringger
1977	<i>Gerichtsbüchli von Schlieren</i>	Eingeleitet von Ursula Fortuna
1979	<i>Die Öffnung von Schlieren</i>	Dr. Ursula Fortuna
1981	<i>Die Pfarrbücher von Schlieren, Ehen 1622–1875</i>	Dr. Ursula Fortuna
1992	<i>Ein Schlieremer erlebt Amerika</i>	Kurt Scheitlin
1993	<i>Aus der Geschichte der Gemeinde Schlieren zwischen 1914 und 1939</i>	Heiri Meier
1994	<i>Von der „Lymhütte“ zum chemischen Unternehmen – Ed. Geistlich Söhne AG</i>	Philipp Meier und Heinrich Geistlich (vergriffen)
1995	<i>Das Kohlengaswerk der Stadt Zürich in Schlieren 1898–1974</i>	Max Kübler (vergriffen)
1996	<i>Wir Kinder vom „Negerdorf“</i>	Heidi und Kurt Scheitlin
	<i>Landwirtschaftlicher Verein Schlieren, gegründet 1893</i>	Rudolf Weidmann
1998	<i>Schlieren während des Zweiten Weltkriegs</i>	Heiri Meier und Kurt Frey
1999	<i>Leben und Wirken des Dr. Robert Egli, des langjährigen Arztes und Wohltäters</i>	Eduard Böhringer
	<i>Von Tüchlern, Rutengängern, Wasserschmökern und Schiebern.</i>	
	<i>Die Geschichte der Wasserversorgung von Schlieren</i>	Karl Stoller
2000	<i>Schlierens Orts- und Flurnamen</i>	Dr. Alfred Egli
2001	<i>Der Schlieremer Wald im Wandel der Zeit</i>	Kurt Frey und andere Autoren
2002	<i>„Feuer und Wasser“ – Die Limmatkorrektion 1876-1912</i>	Philipp Meier
	<i>Die Geschichte der Feuerwehr Schlieren</i>	Robert Binz und Angehörige der Feuerwehr

2003	3 Jubiläen: 50 Jahre Vereinigung für Heimatkunde Schlieren 25 Schlieremer Jahrhefte Schlieren – 200 Jahre beim Kanton Zürich Schlieremer Dorfgeschichte Schlierens 300-m-Schiessanlagen	Paul Furrer und Heiri Meier Heiri Meier und Kurt Frey Peter Suter Heiri Bräm und Rudolf Weidmann Robert Binz
2004	Die Schule Schlieren im erneuten Wandel 1950–2000: Beiträge von ehemaligen Behörden- und Verwaltungsmitgliedern, Lehrkräften und Schülern	
2005	Schlieremer Quartiere, Rückblicke und Erinnerungen	verschiedene Autoren
2006	Schlieren in den ersten Nachkriegsjahrzehnten	Heiri Meier
2007	Gotteshäuser und Wirtshäuser in Schlieren	Kurt Frey, Robert Binz, Philipp Meier
2008	Schlieren zwischen 1960 und 1990	Heiri Meier
2009	Ent-sorgen	Peter Suter und andere Autoren
2010	Als die Post nach Schlieren kam	Kurt Frey, Peter Hubmann und andere Autoren
2011	ubi bene, ibi patria – Geschichten aus der Immigration	Philipp Meier
2012	Von der Selbstversorgung zur Selbstbedienung	Kurt Frey, Peter Schnüriger, Peter Suter
2013	Mit Schwung ins neue Jahrtausend	Jack Erne, Peter Hubmann, Charly Mettier, Jean-Claude Perrin, Peter Voser
2014	Sanieren – Was? Wer? Wozu?	Peter Suter, José Pujol, Robert Angst, Martin Ricklin, Trudi und Peter Hubmann-Lips, Hansruedi Steiner, Bea Krebs, Sr. Elisabeth Mügglar
2015	Schlieren zwischen Kloster und Spital	Peter Suter
2016	Gruss aus Schlieren – Ein Jahrhundert im Spiegel von Ansichtskarten	Philipp Meier
2017	Bauen in Schlieren – Vom Bauerndorf zum Wirtschaftszentrum	Peter Voser, Peter Hubmann, Peter Schnüriger, Heinz Schröder, Jack Erne
2018	„S'Limmi“ – Unser Spital Limmattal 1970 und 2018	Peter Voser
2019	Öises Schlierefäscht 1969 bis 2019	Charly Mettier
2020	Schlieremer Zeitzeugen (Teil I)	Philipp Meier
2021	Schlieremer Zeitzeugen (Teil II)	Philipp Meier

Alle seit 1954 erschienenen Jahrhefte finden Sie als PDF-Dateien zum Herunterladen auf der Webseite der Stadt Schlieren www.schlieren.ch (Bereich „Jahrhefte“ im Sektor „Über Schlieren“).

